

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 200



Die andere Seite der Hölle

John Sinclair Nr. 770

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 06.04.1993

Titelbild von Berdak

Sinclair Crew

Die andere Seite der Hölle

Ein mörderischer Feuersturm war über den unteren Hoteltrakt hinweggefegt und hatte ihn in eine einzige Flammenhölle verwandelt. Die Flammen waren mit einer furchtbaren Kraft gekommen und hatten sich durch nichts aufhalten lassen. Zahlreichen Menschen war der Fluchtweg abgeschnitten. Für sie gab es keinen Ausweg aus der Flammenhölle! Jane Collins hatte mit letzter Kraft den Ausgang erreicht. Dort war sie kraftlos zusammengebrochen. Dann war Elenor Hopkins an der Tür aufgetaucht, das sechzehnjährige Mädchen, die Wunderheilerin, die zahlreiche Gläubige um sich versammelt hatte. Elenor war in die Flammenhölle gegangen, als sei das Feuer überhaupt nicht vorhanden gewesen.

Jane Collins begriff das nicht…

Sie hatte sich auf den Rücken gedreht, und sie schaute in Elenors Gesicht. Ein Gesicht, das nicht mehr dieser Sechzehnjährigen gehörte, sondern aussah wie eine grauschwarz verbrannte Fläche, auf der weder Mund, Nase noch Ohren zu erkennen waren. Dafür fielen die Augen auf, die weiß hervortraten. Ihr Blick war stechend, als wollten sie stumme Befehle erteilen.

Jane lag auf dem Boden. Sie bewegte sich und bekam kaum mit, daß sie sich auf die Ellenbogen gestützt hatte, denn der Anblick der jungen Wunderheilerin war faszinierend.

Sie stand da, und die Flammen umtosten sie, ohne daß auch nur eines ihrer Haare angesengt wurde.

Elenor beherrschte das Feuer. Sie spielte mit den Gewalten, und auch für Jane Collins stand die Welt still. Daß sie das schrille Echo der Feuerwehrsirenen erreichte, bekam sie nicht mit. Es war nur wichtig, was Elenor Hopkins tat.

Noch rührte sie sich nicht. Sie schien es sogar zu genießen, inmitten des Feuers zu stehen und Macht über die Flammen zu haben. Ihre Haltung glich der einer Königin, die von ihrem Thron aus auf ihr Volk niederschaut. In diesem Fall war es das um die schmächtige Gestalt lodernde Feuer.

Jane spürte auch keine Hitze mehr. Eigentlich hätte sie längst verbrannt sein müssen, aber sie lebte und hatte nicht einmal Schmerzen. Sie erinnerte sich, daß Elenor dicht an ihr vorbeigegangen war, und sie überlegte, ob sie von ihr berührt oder gestreichelt worden war.

Heilerin…

Konnte sie auch Verletzungen und Brandwunden heilen? Jane traute dieser Person mittlerweile alles zu, sie war plötzlich von ihr fasziniert und wäre am liebsten aufgestanden, um sie in die Arme zu schließen. Ein Wandel, den sie sich nicht erklären konnte, den sie auch nicht erklären wollte. Jane nahm die neue Beziehung einfach hin, und sie freute sich darüber.

Jane stand auf. Ihre Bewegungen wirkten zwar nicht elegant, aber auch nicht so schwerfällig wie noch vor Minuten. Sie wußte wieder, wo sie sich befand - und, was sehr wichtig für sie war, es gab keine Angst mehr. Die war wie weggeblasen, einfach verschwunden, so daß Jane tief durchatmen konnte.

Sie würde weitergehen, sie würde leben, sie würde nicht im Feuer verbrennen. Keine ›verbrannte‹ Luft malträtierte mehr in ihre Lungen. Und die Kälte tat ihr richtig gut.

Sie betrat wieder das Hotel, ging den lodernden Flammen entgegen, deren Geräusche wie Musik in ihren Ohren klangen.

Nach genau drei Schritten blieb sie stehen.

Sie mußte es tun, denn Elenor Hopkins hatte ihr den Befehl dazu

gegeben, und Jane gehorchte.

Beide Personen schauten sich an. Jane erhielt die nächsten Befehle. Wie schon in der vergangenen Nacht waren es Worte auf geistiger Ebene, die sie vernahm.

›Ich hatte dich gewarnt. Ich hätte dich auch töten können, aber ich habe es nicht getan. Ich habe dich gerettet. Keine Flamme hat dich verschmort. Dieses Feuer war rein und wunderbar, und deshalb wirst du immer daran denken. Hast du verstanden?‹ Jane nickte.

›Ich kenne deine Gedanken. Ich weiß, daß du bisher nicht auf meiner Seite gestanden hast. Das hat sich nun geändert. Du wirst zwar keine Freundin werden, aber du wirst gewisse Dinge an mich weitergeben, die ich von dir verlange. Denke immer daran, daß ich es gewesen bin, die dein Leben rettete.‹

Wieder nickte Jane.

Dann lächelte Elenor. Dabei hob sie beide Arme. Es sah so aus, als wollte sie über ihre rotblonden Haare streichen, das aber geschah nicht. Sie breitete sie aus. Jane konnte ihren Blick einfach nicht von ihr wenden. Sie war von dieser schmächtigen Person fasziniert, und die Haltung erinnerte sie immer mehr an eine Person, die von Sekunde zu Sekunde mehr Macht über die Gewalten bekommen hatte.

Es trat ein, was Jane hoffte. Elenor gab ihre Haltung nicht auf. Wie eine Hohe Priesterin befehligte sie die Flammen, die plötzlich nicht mehr hochloderten, sondern nur ihr gehorchten und allmählich zusammenfielen. Auch der Rauch verschwand. Das Feuer gab es nicht mehr.

Jane hörte sich atmen.

Aber auch Elenor Hopkins war verschwunden. Jane glaubte noch, einen feinen Streifen über dem Boden schweben zu sehen, das aber konnte auch eine Täuschung sein.

Es war vorbei…

Es war nicht zu glauben.

Plötzlich mußte sie lachen. Nicht laut oder brüllend, es glich mehr einem Glucksen, das sich zu einem Kichern veränderte.

Tränen rannen an ihren von Rauch geschwärzten Wangen entlang. Sie weinte, sie schluckte, und sie lachte noch immer, bis sie die Rufe eines Mannes hinter sich hörte.

»Jane! Mein Gott, Jane! Himmel, du lebst…!« Kräftige Arme umfingen sie, drehten sie herum.

Die Detektivin schaute in ein lachendes und erleichtert wirkendes Gesicht.

»Hi, John«, sagte sie leise…

***

Ich konnte nicht anders, ich mußte sie einfach an mich drücken. Ich

mußte sie spüren, ich wollte ihren weichen Körper in den Armen halten und daran denken, daß ich einen lebendigen Menschen umarmt hielt und kein verkohltes Stück Fleisch.

Sie hatte es geschafft, sie hatte es tatsächlich geschafft, den Flammen zu entkommen, und ihr war kein einziges Haar gekrümmt worden. Was dieses Feuer tatsächlich angerichtet hatte, konnte ich in der Hotelhalle erkennen, wo alles in Mitleidenschaft gezogen worden war. Da gab es nichts, was nicht verbrannt wäre. Nur mehr Asche. Rauch, schwelende Trümmer, und im Hintergrund klangen die leisen Schreie der Menschen auf.

Auch Suko hielt sich zurück. Er beobachtete das Geschehen mit skeptisch wirkenden Augen, was mir nicht auffiel. Zudem wurden Jane und ich aus dem Weg gescheucht, denn jetzt stürmten die Männer der Feuerwehr in das Hotel und waren konsterniert, als sie sahen, daß es nichts mehr zu löschen gab. Sie standen da wie festgenagelt. Ich hörte, wie sie miteinander sprachen, doch keiner konnte sich erklären, aus welchen Gründen das Feuer so plötzlich zusammengefallen war.

Auch Sanitäter stürmten in den Bau. Zwei Ärzte waren ebenfalls dabei. Für uns war es besser, wenn wir die Halle räumten, und so zog ich Jane Collins ins Freie.

Dort blieben wir stehen.

Ich schaute sie an. »Mein Gott, ich kann es noch immer nicht fassen«, flüsterte ich.

»Ich auch nicht.«

In Sekundenschnelle hatte sich die Szenerie verändert. Immer mehr Wagen stoppten. Die Polizei traf ein, aber auch einige Reporter wollten sehen, was mit diesem Hotel geschehen war.

Jemand sprach von drei Toten und mehreren Verletzten, die in der völlig ausgebrannten Küche gefunden worden waren. So schlimm es auch war, es hätte noch schlimmer kommen können.

Jane stand neben mir und schaute zu Boden. Hin und wieder zitterte sie oder bewegte die Lippen, ohne daß ich auch nur ein Flüstern verstand. Der Schock hielt sie noch umklammert.

»Jane, wenn ich etwas für dich tun kann«, sagte ich und legte ihr beide Hände auf die Schultern, »dann kannst du…«

»Das ist lieb, John, aber ich komme allein zurecht.«

»Du bist okay?«

»Ja, ich bin es.«

»Aber was du…«

Sie drehte sich um, damit sie mich anschauen konnte. »Bitte, John, ich habe es gut überstanden. Ich habe unwahrscheinliches Glück gehabt. Ich bin sofort nach Ausbruch des Feuers geflüchtet und konnte mich retten.«

»Das stimmt.«
»Deshalb kann ich auch allein bleiben. Ich gehe ja nicht für immer fort. Ich möchte nur hoch in meine Zimmer, dann komme ich so schnell wie möglich wieder zurück, damit wir zu ihr gehen können.«
»Du meinst Elenor?«
»Wen sonst?«
Bevor Jane sich abwenden konnte, hielt Suko sie fest. »Einen Augenblick noch, Mädchen.«
»Was ist denn?« Sie zog die Stirn kraus.
»Nur zwei kleine Fragen.« Er lächelte. »Mich würde interessieren, wo das Feuer ausgebrochen ist.«
»In der Küche passierte es«, erwiderte Jane spontan. »Da gab es wohl eine Explosion.«
»Verstehe.«
»Deine zweite Frage?«
Suko schaute sie scharf an. »Wie konnten die Flammen so schnell gelöscht werden? Es war keine Feuerwehr zur Stelle. Wir haben es brennen sehen, doch dann gab es nichts mehr. Nicht einmal Rauch. Es war wie ein Spuk verschwunden, und genau das verstehe ich nicht. Vielleicht kannst du eine Erklärung geben.«
Sie schüttelte den Kopf.
Suko blieb hartnäckig. »Tatsächlich nicht?«
Es gefiel mir nicht, wie mein Freund mit Jane umging. »Laß sie doch erst mal in Ruhe. Über die anderen Dinge können wir später reden.«
»Meine ich auch«, sagte Jane, nickte mir dankbar zu und zog sich von uns zurück.
Ich schaute ihr hinterher. Jane bewegte sich mit einer Sicherheit, die mich erstaunte, wenn ich daran dachte, was sie alles durchgemacht hatte. Das war schon toll, wie sie sich wieder gefangen hatte, und ich verstand Sukos Kritik nicht. »Was hast du auf einmal gegen Jane? Du warst ziemlich aggressiv, als wäre dir eine Laus über die Leber gelaufen. Du scheinst sie nicht akzeptiert zu haben. Du hast nicht daran gedacht, was sie hinter sich hat. Die Flammenhölle, die sie hätte erwischen können, so daß wir jetzt…«
»Beruhige dich.« Er sagte diesen Satz und lächelte. Ob er mich an- oder auslachte, wußte ich nicht, jedenfalls blieb er bei seiner Ansicht. »John, daß hier einiges nicht stimmt, sieht ein Blinder. Hier sind gewisse Vorgänge nicht mehr erklärbar, weil sie nicht mit rechten Dingen zugegangen sind. Du brauchst nur darüber nachzudenken, um zum gleichen Ergebnis zu gelangen. Das plötzliche Feuer, das drei Menschenleben gefordert hat, wie wir hörten. Dann das Verlöschen der Flammen. Auf einmal war gar nichts mehr da - nichts. Und Jane, die zumindest hätte angesengt werden müssen, steht putzmunter vor uns. Wir sehen das Feuer noch, wir folgen der Rauchspur, und als wir

hier auftauchen, ist alles verschwunden.« Suko schlug gegen seine Stirn. »Da steckt doch etwas anderes dahinter, John!«

Ich schaute ihn an, ohne eine Antwort zu geben.

»Glaubst du mir nicht?«

Ich hob die Schultern. »Es ist schon seltsam, was hier ablief. Sorry, daß ich daran nicht sofort gedacht habe, aber Jane war für mich in diesem Augenblick wichtiger.«

»Das ist verständlich. Sie könnte uns meiner Ansicht nach die Lösung bieten. Jane steckte mittendrin. Sie ist praktisch eine gute Zeugin gewesen. Wenn sie wieder normal reagiert, dann…«

»Hat sie unnormal reagiert?«

»Für mich schon.«

»Warum denn?«

»Weil sie mit ihren Gedanken woanders war, John. Sie hat nicht so gehandelt wie jemand, der soeben aus einer großen Lebensgefahr gerettet worden ist. So benimmt sich niemand, das kannst du mir glauben. Sie war eine völlig andere Person. Mir kam sie fremd vor, als wären wir keine Freunde und würden uns auch kaum kennen. Es ist schon komisch, John, das will ich dir sagen.«

»Ja«, murmelte ich und schaute zu Boden. »Ich war vielleicht etwas zu blauäugig. Andere Frage, Suko: Was folgerst du daraus?«

»Ist schwer zu sagen.« Suko schaute auf einen Rettungswagen, der am Gehsteig stoppte. »Es ist wirklich schwer zu sagen, denn ich möchte ihr auch nicht unrecht tun.«

»Sag schon.«

»Ich könnte mir vorstellen, daß Jane in den Bann anderer Kräfte hineingeraten ist.«

»In Elenor Hopkins Bann?«

Suko runzelte die Stirn und drückte zwei Finger gegen die Augäpfel. »Fällt dir eine andere Möglichkeit ein?«

»Im Augenblick nicht.«

»Genau das ist das Problem. Ein sehr großes sogar, denn ich muß einfach davon ausgehen, daß die andere Person verdammt stark gewesen ist. Sie hat es geschafft, Jane Collins zu überzeugen. Aber wie?«

»Sie holte sie aus dem Feuer.«

»Elenor ist ihre Retterin.«

»Jane wird ihr dankbar sein.«

»Du fängst an zu begreifen, John.«

Ich schaute zuerst Suko an und warf dann einen Blick auf das Hotel. Die Hälfte davon sah nicht mehr so aus wie sonst. Der Wohntrakt allerdings war kaum in Mitleidenschaft gezogen worden.

Dort mußte auch Jane ihr Zimmer haben. »Ich hoffe nur, daß die Bindung zwischen ihr und Elenor nicht zu stark sein wird.«

»Jetzt gehst du zu weit.«
»Bewußt. Jane wäre tatsächlich verbrannt, wenn da nicht eine andere Person eingegriffen hätte. Da steckt schon etwas mehr dahinter, kann ich dir sagen. Ausgerechnet jetzt ist sie verschwunden. Ich habe das Gefühl, daß wir geleimt worden sind.«
»Warum? Weil sie weg ist?«
»Genau.«
»Unsinn, Alter. Sie wird sich frisch machen.«
»Nicht nur das, Suko. Ich kann mir vorstellen, daß sie noch andere Pläne verfolgt. Deshalb ist es besser, daß wir auf sie zugehen und nicht darauf warten, daß sie es tut.«
Damit war Suko einverstanden. Wir hatten uns von dem Trubel bisher fernhalten können. Es waren immer mehr Menschen eingetroffen, und nicht nur Reporter lauerten in der Nähe, sondern auch die Bewohner von Glenfield, die das alles kaum begreifen konnten.
Blitzlichter zuckten immer wieder auf. Reporter versuchten, erste Stimmen einzufangen. Es war schwer für sie, Zeugen zu finden. Vergeblich mühten sich Polizisten und Feuerwehrmänner ab, die Menge der Neugierigen zurückzudrängen. Jeder wollte einen Blick in das Hotel werfen.
Andere Helfer waren damit beschäftigt, die wasserleer gebliebenen Schläuche wieder einzurollen.
Wir hörten natürlich die Kommentare, die nur einen Tenor hatten.
Keiner konnte sich erklären, daß dieses Feuer so plötzlich und grundlos erloschen waren. Man sprach von unerklärlichen Vorgängen, von einem Wunder, und da war der Weg zu Elenor Hopkins nicht weit. Irgend jemand war darauf gekommen, daß sie möglicherweise beim Löschen des Feuers beteiligt gewesen war.
Sollten die Leute spekulieren, es war mir egal. Nicht egal war mir der plötzliche Ruf. »Das ist nicht wahr. Sinclair und Suko sind hier. Verdammt, wenn die beiden…«
Ich drehte mich um.
Das grinsende Gesicht eines Boulevard-Reporters aus London zeigt Triumph in den Augen. Nur für einen Moment, dann riß der Mann die Kamera hoch, um die Fotos zu schießen.
Diesmal war ich schneller.
Suko und ich drehten ab. Wir verschwanden im Hotel. Wenn der Knabe fotografierte, dann höchstens unsere Rücken. Wir hörten ihn hinter uns toben. »Wartet nur, ich kriege meine Aufnahmen noch. Darauf könnt ihr euch verlassen. Die Öffentlichkeit hat ein Recht darauf zu erfahren, was hier abgelaufen ist.«
Im noch immer stinkenden und verkohlten Foyer blieben wir stehen. Wegen des Durchzugs war es kalt geworden. Rauchschwaden zogen an

uns vorbei. Ein kräftiger Mann ging auf und ab. Als er uns sah, blieb er stehen.
»Was wollen Sie hier? Verschwinden Sie! Wer hat Sie überhaupt reingelassen?«
Der Mann war der Chef der Feuerwehr. Klar, daß er die Zusammenhänge nicht begriff. Klar war auch, daß er sich aufregte, und ebenso klar war, daß wir uns auswiesen mußten..
Er beruhigte sich, nachdem er einen Blick auf unsere Dokumente geworfen hatte. »Dann müssen Sie beide die Zeugen sein, die als erste hier eintrafen.«
»Das stimmt.«
»Wie schön. Können Sie mir vielleicht eine Erklärung geben. Ich als Fachmann bin überfragt.«
»Sind wir auch.«
Er drehte sich auf der Stelle. »Schauen Sie sich um. Sehen Sie sich an, was hier verbrannt wurde. Es hat drei Tote gegeben und einige Leichtverletzte. Die Flammen brausten auf wie ein gewaltiger Sturmwind. Plötzlich waren sie da, fraßen sich durch. Sie waren hungrige Mäuler, die alles verschlingen wollten und auch verschlungen hätten, wenn es mit normalen Dingen zugegangen wäre. Aber nichts davon stimmte. Es ging eben nicht mit normalen Dingen zu. Es war alles anders. Das Feuer brach zusammen, als hätte ein Riesenmaul Wasser darüber gespuckt. Das will mir nicht in den Kopf. Das widerspricht allen Erfahrungen, die ich gemacht habe. Ich stehe hier ebenso ratlos wie meine Leute.«
»Wir auch.«
»Ich heiße übrigens Ferguson.«
»Okay, Mr. Ferguson«, sagte Suko.
»Aber wie ich sagte, wir haben es auch nicht begriffen.«
»Was sahen Sie denn?«
»Wie das Feuer zusammenbrach.«
Ferguson winkte mit beiden Händen. »Einfach so - oder?«
»Ja, wir kamen an, wir stiegen aus dem Wagen, wir rannten auf die Brandstelle zu, und plötzlich war alles anders. Da sanken die Flammen ineinander, da verschwand der stinkende und fettige Qualm, und wir hatten das Nachsehen.«
»Seien Sie froh.«
»Kann man so sehen. Es ist uns trotzdem nicht erklärbar, wie das geschehen konnte.«
Ferguson glaubte uns nicht so recht. Wir sahen es an seinem Blick, in dem schon Mißtrauen aufkeimte. »Nein, nein, ich habe den Eindruck, als wollten sie mir etwas verheimlichen.«
»Was denn?«
»Warum sind Sie hier?«

»Nicht wegen des Feuers«, erwiderte ich.
»Das denke ich auch. Diese Stadt hat noch eine Sensation ganz anderer Art. Sagen Sie nicht, daß Sie davon noch nichts gehört haben. Darüber würde ich nicht einmal mehr lachen.«
»Sie denken an die Wunderheilerin.«
»Genau.«
»Mr. Ferguson«, sagte Suko. »Glauben Sie eigentlich an das, was man sich so über das Mädchen erzählt?«
»Warum fragen Sie mich?«
»Sie sehen aus wie jemand, der sich nichts vormachen läßt.«
Ob er es als Kompliment aufnahm, war möglich, denn er bekam einen leicht roten Kopf. »Nun ja, was soll ich dazu sagen? Ich kenne die Kleine natürlich. Ich habe sie aufwachsen sehen. Jeder hier im Ort kennt sie. Sie ist ja hier geboren.«
»Schön. Wann hat sie entdeckt, daß sie über außergewöhnliche Kräfte verfügt? Schon früher oder…«
»Nein, nein, das war erst vor kurzem. Wenigstens drang es erst vor kurzem an die Öffentlichkeit. Sie war ein normales Kind, auch wenn man sie als kränklich ansehen konnte. Soviel ich weiß, hat sie in der Schule oft gefehlt. Deshalb mußte sie auch ein Jahr wiederholen. Zudem erschien sie uns allen immer sehr in sich gekehrt. Meine Frau, die die Familie Hopkins näher kennt, die meinte immer, daß sie doch sehr still ist. Mit anderen Kindern vertrug sie sich nur selten. Elenor spielte zwar mit ihnen, aber man akzeptierte sie nicht so recht. Sie wissen genau, was ich damit sagen will.«
»Eine Außenseiterin.«
»Richtig, Inspektor. Aber auch religiös.«
»Ach ja?«
»Sie ging oft in die Kirche, allein. Das heißt, Kirche ist der falsche Ausdruck. Sie hat sich für die kleine Kapelle am Ortsende entschieden. Die Kapelle wurde praktisch zu ihrem zweiten Zuhause.«
Suko nickte mir zu. Auch ich wußte Bescheid. Die Kapelle hatte eine wichtige Rolle gespielt, wenn nicht sogar die Hauptrolle neben dem Mädchen. Über diese Kapelle hatten ja auch Jane Collins und der Reporter berichtet. Seine Leiche mit dem geschwärzten Gesicht war von unseren Kollegen abgeholt und zur Untersuchung gebracht worden. Auf das Ergebnis war ich gespannt.
»Die Kapelle kennen wir nicht«, sagte ich. »Wird dort keine Messe mehr abgehalten?«
Ferguson schüttelte den Kopf. »Schon lange nicht mehr, doch die Kapelle ist ein Hort für diejenigen, die in Ruhe beten wollen. Und dazu gehört eben Elenor Hopkins.«
»Warum nur sie?«
»Ich habe keine Ahnung.«

Er hatte Ahnung, das sahen wir ihm an. Er wollte nur nicht mit der Sprache herausrücken.

»Gibt es ein Geheimnis, das sich um die Kapelle rankt?« fragte der Inspektor.

Der Feuerwehrchef sah aus wie jemand, der bei einer Lüge ertappt worden war. Er bekam rote Wangen, ansonsten war sein Gesicht nämlich ziemlich bleich. »Nun ja, wenn Sie schon danach fragen, kann ich es Ihnen auch sagen. Ein direktes Geheimnis existiert nicht. Das einmal vorweg. Aber man redet eben.«

»Was denn?«

»Daß diese kleine Kirche nicht so ist wie andere. Sie ist eine Sünde der Vergangenheit.«

Ich lächelte. »Jetzt wird es interessant. Das müssen Sie uns näher erklären.«

Er ging einen Schritt zurück. »Warum interessiert Sie das eigentlich alles? Sind Sie wegen des Mädchens gekommen?«

»Das ist durchaus möglich«, sagte ich.

Ferguson hatte eine Bemerkung auf der Zunge liegen. Er schluckte sie jedoch herunter. »Ich jedenfalls kann nicht viel über Elenor Hopkins sagen.«

»Aber über die Kapelle«, erinnerte ich ihn. »Da war doch was in der Vergangenheit.«

»Mehr eine Sage.«

»Dafür haben wir uns schon immer interessiert«, sagte Suko.

»Gut, gut, wenn Sie es unbedingt wissen wollen.« Er räusperte sich und suchte nach dem richtigen Einstieg. Seine Leute räumten noch immer auf.

Auch der Besitzer des Hotels war erschienen und veranstaltete eine Jammerorgie. Er sprach von einem Schaden, den ihm hoffentlich die Versicherung ersetzte. An die Opfer dachte er nicht. Mit keinem Wort redete er davon.

»Die Kapelle ist einer Nonne mit Namen Franziska geweiht worden. Die Nonne hat mal hier gelebt. Sie ist in die Mühlen der Glaubenskriege hineingeraten. Es gab die Auseinandersetzung zwischen den Reformierten und den Katholiken. Die Nonne sollte konvertieren, das hat sie nicht getan. Die Glaubenskriege wurden ja nicht nur mit Worten geführt, auch mit Taten. Es gab Kämpfe, es gab Tote. Auch die Nonne hat darunter gelitten.«

»Starb sie?«

»Ja, Mr. Sinclair. Sie starb. Man brachte sie sogar um. Man hat sie hinterher wegen Ketzerei angeklagt und verbrannt. Ob zu Unrecht, das weiß ich nicht. Aber andere kamen und haben dort, wo einst der Scheiterhaufen stand, eine Kapelle errichtet, und die Kapelle ist der Nonne geweiht worden. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Außerdem

liegt es einige Jahrhunderte zurück.«

»Das war schon viel«, lobte ich ihn. »Wenn das alles stimmt, dann müßte doch eigentlich die Kapelle zu einem Wallfahrtsort geworden sein. Oder liege ich da falsch?«

»Ganz und gar nicht. Für Elenor Hopkins ist sie ja zu einem Wallfahrtsort geworden. Sie besuchte sie täglich.«

»Hat Ihre Frau denn darüber mal mit den Eltern des Mädchens gesprochen? Wenn Sie sich so gut kennen, müßte das eigentlich der Fall gewesen sein.«

»Das hat sie natürlich. Es war ja auch nicht unsere Sache. Wir konnten uns da nicht einmischen. Und die Eltern schafften es nicht, ihre Tochter davon abzuhalten. Sie ist hingegangen, sie wird es immer wieder tun. Die Kapelle ist für sie das eigentliche Zuhause, dieses Gefühl hat wohl jeder im Ort. Alle anderen Einwohner meiden die Kapelle. Sie fühlen sich dort nicht wohl. Das sollte man akzeptieren.«

»Da haben Sie recht, Mr. Ferguson«, sagte Suko. Er war mit seiner Fragerei noch nicht am Ende, als der Feuerwehrmann bereits Anstalten traf, von uns wegzugehen. »Noch etwas, Mr. Ferguson, dann lassen wir Sie Ihren Job machen.«

»Bitte.«

»Glauben Sie, daß die Wunderheilungen oder angeblichen Wunderheilungen durch Elenor Hopkins mit den Besuchen in der Kapelle zusammenhängen? Haben Sie daran schon gedacht?«

»Kaum.«

Suko wollte es nicht glauben. »Tatsächlich nicht?«

Ferguson wiegte den Kopf. »Es wird natürlich viel geredet. Da ist dieses Thema auch schon angeschnitten worden. Das hat die Furcht der Menschen vor dieser Kapelle noch gesteigert.«

»Danke.«

»Das war alles? Kann ich gehen?«

»Wohin Sie wollen.«

»Ja, dann… also, ich ziehe mich jetzt zurück.« Er war unsicher, als er zu seinen Leuten ging.

Wir aber hatten einiges erfahren, und Suko hob den rechten Daumen. »Die Kapelle, John, das ist es. Da werden wir die Lösung finden.«

»Hoffentlich. Aber zunächst möchte ich mit dem Mädchen reden. Auch das ist wichtig.«

»Falls du die Kleine findest.«

»Wir kommen schon durch. Aber zuerst sollten wir uns um Jane kümmern. Mal sehen, was sie in ihrem Zimmer noch alles macht.«

Die Rezeption war ebenfalls von den Flammen vernichtet worden. Es gab nur mehr stinkende Reste, hinter denen der Besitzer stand und auf seine Füße stierte. Der Mann trug einen schwarzen Anzug und sah darin aus wie ein Oberkellner. Die Lippen hatte er vorgeschoben, und

er sprach mit sich selbst. Als wir bei ihm standen, da sah er aus wie sein eigenes Gespenst und schrak zusammen.

»Wer sind Sie?«

Wir wiesen uns aus.

»Ihr kommt zu spät. Es ist alles kaputt, es ist…«

»Denken Sie lieber an die Menschen. Eine Frage. Bei Ihnen wohnt eine Jane Collins. Können Sie uns die Zimmernummer sagen?«

»Weiß ich nicht auswendig.«

»Wer weiß es?«

Eine Hotelangestellte mit halb verbrannter Kleidung meldete sich aus dem Hintergrund. »Ich kann es Ihnen sagen.«

Wir erhielten die Auskunft und bedankten uns. Da der Lift nicht mehr funktionierte, mußten wir die Treppe nehmen. Durch die oberen Flure trieb dünner Rauch. Es stank; als hätte Kunststoff gebrannt? Der Flur machte einen düsteren Eindruck. Nicht eben das, was man in einem Hotel erwartet, wenn man sich wohl fühlen will.

Ich klopfte.

Jane meldete sich nicht.

Ich klopfte kein zweites Mal, sondern probierte, ob sich der Türknauf drehen ließ.

Es klappte.

Suko stieß die Tür auf und betrat noch vor mir den Raum. Mit vier Schritten hatte er das Zimmer durchquert, blieb vor dem Fenster stehen und drehte sich um.

»Nicht mehr hier, John.«

Ich wollte es genau wissen, schaute im kleinen Bad nach und fand es menschenleer. Als ich die Tür wieder zuzog, wußte ich, daß uns Jane gelinkt hatte. Sie war von uns gegangen, um in Ruhe verschwinden zu können. Ich leistete Suko insgeheim Abbitte, als er davon gesprochen hatte, wie sehr sich Jane doch verändert hatte. Sie war zu einer anderen Person geworden. Äußerlich jedoch nicht.

»Ja«, sagte ich, »das sind Dinge, mit denen wir fertig werden müssen. Muß ich dich fragen, wo sie sein kann?«

»Nein, John, das mußt du nicht.«

»Dann werden wir uns mal auf den Weg zu diesem seltsamen Wunderkind machen…«

***

Jane freute sich, sie lachte, denn es war gelungen, die beiden Freunde zu linken.

Freund? Was heißt Freunde? Sie dachte darüber nach, denn für sie existierte im Moment nur ein Freund, und das war eine Freundin, die ihr das Leben gerettet hatte.

Plötzlich stand sie auf ihrer Seite, obwohl sie Jane in der

vergangenen Nacht noch gewarnt hatte.

Warum diese plötzliche Drehung? Darüber dachte die Detektivin nach. Sie mußte irgend etwas an sich haben, das sie für Elenor interessant gemacht hatte, so daß beide sogar eine gewisse Seelenverwandtschaft spürten.

Genau das war es. Eine Seelenverwandtschaft. Und Jane wollte diese unbedingt aktivieren. Dazu aber durfte sie nicht durch Glenfield laufen, sondern mußte zu ihr.

Sie nahm Umwege. Auch dort begegneten ihr Menschen. Der Brand hatte sich herumgesprochen und das andere nicht Erklärbare wenigstens für den Augenblick verdrängt. Niemand konnte sich einen Reim auf das Feuer machen, aber alle sprachen davon, wie Jane bei den Unterhaltungen heraushörte.

Das kam ihr sogar gelegen, denn es lenkte die Menschen von dem eigentlichen Thema ab. Und dem wiederum wollte die Detektivin nachgeben. Für sie war es ungemein wichtig, in den direkten Kontakt mit dem Mädchen zu treten, denn nur so konnte sie erfahren, was Elenor von ihr wollte. Jane fühlte sich längst als eine Partnerin der anderen. Es gab so etwas wie eine Verschwörung zwischen ihnen. Sie ging davon aus, daß Elenor sie bereits erwartete.

Je näher sie an das Haus herankam, um so mehr verdichtete sich der Verkehr.

Noch immer fuhren Wagen mit fremden Kennzeichen in den Ort. Sie suchten nach Parkplätzen.

Hatten sie diese einmal gefunden, wurden die Kranken ausgeladen. Manche waren so elend dran, daß sie nicht einmal in Rollstühlen sitzen konnten und zusammensanken. Angehörige und Freunde schoben sie auf das Ziel zu und sprachen ihnen immer wieder Mut zu.

Jane kümmerte sich nicht darum. Sie beschleunigte ihre Schritte und überholte zahlreiche Hoffnungssuchende. Einige beteten laut, andere sangen fromme Lieder, und wieder andere ließen die Perlen von Rosenkränzen durch die Finger gleiten.

Andenkenbuden flankierten den Weg zum Ziel. Nicht wenige Besucher blieben stehen, um schon jetzt Bilder oder Figuren zu kaufen. Mit glänzenden Augen wurde der zu überhöhten Preisen angebotene Ramsch betrachtet, beinahe schon wie die Reliquien von Heiligen.

Jane bog in die Straße ein, wo das Haus stand.

Sie blieb stehen, schüttelte den Kopf, weil ihr das Bild einfach unglaublich erschien. Sie wollte nicht von einer Massenhysterie sprechen, aber die Menschenmenge, die sich vor dem Haus versammelt hatte, war nicht weit davon entfernt. Egal, wo sich die Leute aufhielten, sie alle hatten die Köpfe in eine bestimmte Richtung gedreht, hin zum Haus, wo *sie* lebte.

Kein fremder Fuß betrat das Grundstück, denn die provisorische Absperrung hielt die Leute zurück.

Auch Jane ging jetzt langsamer, als sie die Straße überquerte. Dabei suchte sie schon nach einer Lücke, um den Kordon durchbrechen zu können. Da mußte sie sich erst durch die Reihen der Wartenden schieben und dann an den Polizisten vorbei.

Sie entdeckte eine kleine Fußbank, die jemand vergessen hatte. Darauf stellte sie sich und konnte so über die Köpfe der meisten hinwegschauen. Jane hoffte, Kontakt mit Elenor aufnehmen zu können, deshalb beobachtete sie das Haus. Es war durchaus möglich, daß Elenor ihr Kommen gespürt hatte und sich plötzlich am Fenster zeigte, um gerade ihr zuzuwinken.

Das geschah noch nicht. Zudem waren die Gardinen zugezogen worden. Nicht einmal Schatten konnte Jane ausmachen.

Alle warteten, alle hofften. Im Haus rührte sich nichts. Das Wetter hatte sich gehalten, der Wind war kalt, aber er brachte glücklicherweise keinen Regen mit.

Da nicht alle Wartenden der Witterung entsprechend angezogen waren, mußten sie frieren, was ihnen aber nichts ausmachte, denn die Hoffnung war wie eine Flamme.

Die Absperrung war um das gesamte Grundstück gezogen worden. Kein Fuß betrat den Garten, aber die Spannung stieg, und aus der Menge hörte Jane vereinzelte Rufe. Oft mit klagender Stimme ausgestoßen. Man wollte endlich die Wunderheilerin sehen, die jedoch zeigte sich nicht.

Auch Jane Collins wurde von dieser Unruhe erfaßt, wenn auch aus anderen Gründen. Sie dachte an John Sinclair und Suko. Wenn die beiden sie nicht fanden, würden sie sich entsprechende Gedanken machen. Und natürlich darauf kommen, wo sie zu suchen war. So okay die beiden auch waren, im Moment jedoch konnte Jane nichts mit ihnen anfangen. Sie wollte nur zu Elenor, die Sehnsucht drängte sich immer tiefer in sie hinein, und Jane sprach bereits von einer Seelenverwandtschaft zwischen ihr und dem sechszehnjährigen Mädchen.

Alles kippte, alles wurde anders, als Jane plötzlich den Hauch und dann die Berührung spürte. Sie war an ihrem rechten Ellbogen angestoßen worden, zuckte herum - und sah sie.

»Hi, Jane.«

»Du bist da?«

»Ja.«

»Aber…«

Elenor hob eine Hand und legte einen Finger auf ihre Lippen. »Kein Aber, Jane - komm mit.«

Die Detektivin ging wie in Trance mit. Sie fragte sich, ob die echte

Elenor Hopkins an ihrer Seite ging, oder ob sie nur von ihrem Astralkörper begleitet wurde.

Die junge Wunderheilerin ging voraus: Das war der Moment, wo sie entdeckt wurde. Die ersten Rufe schrillten über die Köpfe der anderen hinweg.

»Da ist sie! Sie ist da!«

Bevor die Masse der Wartenden begriffen hatte, hatten sie bereits die Absperrung erreicht und standen vor einem Polizisten, der sich nicht von der Stelle rührte, weil er ebenfalls überrascht war.

Arme und Hände streckten sich dem Mädchen entgegen. Finger kratzten wie krumme Totenklauen über ihre Kleidung. Ein jeder, der in ihrer Nähe stand, wollte sie zumindest berühren, einen Kontakt haben, um die Hoffnung auf Heilung zu stärken.

Elenor kümmerte sich nicht darum. Mit der Stimme einer erwachsenen Person sprach sie den Polizisten an. »Treten Sie zur Seite, wir müssen durch.«

Der Mann nickte. Er bückte sich sogar und hob das Band der Absperrung in die Höhe.

Elenor ging vor. Jane hielt sich dicht hinter ihr. Der Polizist hatte plötzlich zu tun und rief nach Verstärkung, weil andere ebenfalls den Weg gehen wollten.

»Sie ist da!«

»Wir wollen geheilt werden!«

»Sie soll zurückkehren!«

Darum kümmerten sich Elenor Hopkins nicht. Sie drehte nicht einmal den Kopf und tat so, als gingen sie die vielen Menschen überhaupt nichts an.

Der Eingang des Hauses lag an der Seite. Über einen plattierten Weg schritten sie hinweg. Die Steine waren kaum zu sehen, denn eine dünne Moosschicht hatte die meisten von ihnen überzogen.

Trocken aussehende Sträucher drängten sich an der Hauswand hoch. Viele von ihnen hatten in der Hitze des Sommers ihre Blätter verloren.

Drei ausgetretene Steinstufen führten zur Haustür hoch. Elenor betrat sie, und Jane glaubte sogar, daß sie der Tür entgegenschwebte. Jedenfalls konnte man den Eindruck haben.

Vor der Tür drehte sich Elenor um und schaute auf die ältere Frau herab. »Du bleibst bei mir?«

»Dazu habe ich mich entschlossen.«

Das Mädchen lächelte. Es sah künstlich aus, als es die blassen Lippen in die Breite zog. Die Haut wirkte dünn, beinahe schon durchsichtig. Ein Arzt hätte sie sofort in Behandlung genommen, denn irgendwo wirkte sie krank.

Auch jetzt trug sie wieder den zu kurzen und verwaschen wirkenden Mantel. Nur ihre Haare hatte sie etwas verändert und jetzt zu Zöpfen

gedreht, die an den Seiten des Kopfes herabbaumelten.
»Vergiß nicht, wer dich gerettet hat.«
»Ich weiß.«
»Und trotzdem hast du mich verfolgt. Ich denke an gestern abend, als wir uns an der Kapelle sahen.«
»Da kannte ich dich noch nicht so gut. Jetzt denke ich anders über dich, Elenor.«
»Nicht nur über mich mußt du anders denken. Ich bin nicht wichtig, wichtig ist sie, die schwarze Madonna. Kennst du eigentlich ihren Namen, Jane?«
»Nein.«
»Sie heißt Franziska. Für mich ist sie so etwas wie eine Heilige. Für die meisten war sie nur eine Nonne, die sich eines schlimmen Verbrechens schuldig gemacht hat, aber ich sehe sie als Heilige an und als die andere Seite der Hölle.«
Das begriff Jane Collins nicht. Sie runzelte die Stirn, aber sie traute sich nicht, Fragen zu stellen.
Elenor hatte sich gedreht und einen flachen Schlüssel in das Schloß gesteckt. Sie drehte ihn einmal, drückte gegen die Tür und hielt sie für Jane offen.
Der Lärm und der Stimmenwirrwarr blieben hinter den beiden zurück. Eine beinahe ungewöhnliche Stille nahm sie gefangen. Sie war vergleichbar mit der in einer Kirche, und ebenso bewegte sich das Mädchen auch. Mit kaum hörbaren Schritten ging sie auf eine schmale Treppe zu, die in die beiden oberen Stockwerke führte.
Scheu schaute Jane sich um. Wenn sie die Einrichtung korrekt beurteilte, dann stammte sie noch aus den Fünfzigern. Sie war dunkel, wirkte abgewohnt und vermittelte Jane Collins keine Gemütlichkeit.
Elenor Hopkins wohnte nicht allein in diesem Haus. Von ihren Eltern sah und hörte Jane nichts.
»Gehen wir in dein Zimmer?« fragte sie.
»Ja.«
»Und weiter?«
Elenor lachte leise. »Du hast die Menschen gesehen, die auf mich warten. Zumindest einige von ihnen werde ich heute nicht enttäuschen. Ich werde sie heilen.«
Sie hatte den Satz mit einer derartigen Selbstverständlichkeit gesagt, daß Jane keine Fragen mehr stellte und ihr alles abnahm. Sie erkundigte sich auch nicht nach Details, sondern folgte ihr durch den schmalen Flur mit der schon angeschmutzten Tapete an den Wänden, bis sie vor einer schlichten Holztür stoppte.
»Hier ist mein Zimmer.« Elenor öffnete. Die Tür schwang nach innen. Der Blick war frei.
Jane Collins staunte. Damit hatte sie nicht gerechnet. Das Zimmer

unterschied sich in nichts von zahlreichen anderen Jungmädchenzimmern. Es war klein, es stand ein Bett darin, ein Schrank, ein Schreibtisch mit roter Platte. Puppen gab es zwei. Sie saßen auf dem Schrank und sahen schon ziemlich alt aus. Ein paar Spielkartons stapelten sich in der Ecke, aber es hingen keinerlei Poster an den Wänden.

Darüber wunderte sich Jane.

»Schließ die Tür«, sagte Elenor.

Jane ist es. Sie blieb nahe der Tür stehen und schaute auf den Rücken des Mädchens. Elenor bewegte sich auf das Fenster mit den beiden Flügeln zu. Eine Gardine hing davor. Sie reichte mit ihrem Saum bis zum Boden. Hinter dem Muster verschwamm die Scheibe, und es war schwer, auch für die im Zimmer Stehenden nach draußen zu sehen, wo die Menge noch immer hoffnungsvoll wartete.

Elenor drehte sich um. »Ich werde jetzt das Fenster öffnen und Heilungen durchführen. Ich spüre die innerliche Kraft meiner Freundin, die es will. Denn nur durch sie schaffe ich es. Die schwarze Madonna ist wichtig. Sie ist nicht Maria, sie ist die Nonne Franziska, die verbrannt wurde und den Betrachtern nun ihr schwarzes Gesicht zeigt. Aber das wirklich Große im Leben kann man nicht töten. Das war so, das wird auch immer so bleiben.«

Jane stimmte ihr durch ein Nicken zu. Sie wollte nicht fragen, obwohl sie es gern getan hätte. Statt dessen schaute sie zu, wie Elenor die Gardine zur Seite zog, so daß ihre Gestalt hinter der Scheibe sichtbar wurde.

Nicht wenige Menschen hatten sich mit Ferngläsern ausgerüstet und starrten auf das Fenster.

Der Stimmenwirrwarr verstärkte sich. Auch ein Beweis, daß Elenor gesehen wurde.

Sie drehte den Griff.

Dann zog sie mit einem Ruck das Fenster auf, und von der Straße her brandeten die zahlreichen Stimmen wie eine Welle gegen das Haus und durch das offenstehende Fenster in das Zimmer.

Jane trat so weit vor, daß sie ebenfalls nach draußen schauen konnte. Sie beobachtete, wie sehr sich die Szene veränderte.

Bisher hatten sich die Hoffenden und Verzweifelten zurückgehalten, das war nun vorbei. Sie sahen das Mädchen am Fenster, und die Absperrung hielt dem Druck der Menschenwoge schon beim erstenmal nicht stand. Die Bänder rissen, die schmalen Eisenpfosten kippten um. Es dauerte nur Sekunden, dann waren auch die Polizisten ›weggeschwemmt‹ worden, und so konnten die Menschen vom Vor- und auch vom normalen Garten Besitz ergreifen. Nichts hielt sie mehr auf. Zu lange hatten sie warten müssen, und zu lange litten sie schon unter ihren schlimmen Krankheiten.

Rollstühle wurden über den weichen Boden geschoben, Tragen schaukelten mit ihrer menschlichen Last heran. Was sich dort unten abspielte, steckte voll mit menschlicher Tragik und Leid.

Elenor schaute nur zu.

Sie genoß diesen Anblick. Wiederum lag das Lächeln auf ihren Lippen, und zwar so tief, als würde es überhaupt nicht mehr verschwinden wollen.

Ihre Augen glänzten. Sie strahlte, sie stand auf dem Zenit, und sie genoß ihren Triumph.

Jane schaute ebenfalls zu. Sie wußte nicht, was sie darüber denken sollte. Manchmal kam sie sich vor wie in einem Gefäß sitzend, dann wiederum hatte sie lichte Momente, und so etwas wie Warnungen breiteten sich in ihrem Hinterkopf aus. Eine innere Stimme sagte ihr, daß sie nur die Übersicht behalten sollte, alles andere konnte unter Umständen gefährlich werden.

Sie konzentrierte sich einzig und allein auf die Menschen und natürlich auf Elenor Hopkins, weil sie so etwas wie die Königin hier war. Das wußte sie auch, denn sie holte tief Luft, als wollte sie ihren schmächtigen Körper aufplustern.

Bevor Jane sie daran hindern konnte, hatte sie das rechte Bein angehoben und ihren Fuß auf die Fensterbank gestemmt. Ein Ruck, und plötzlich stand sie mit beiden Füßen auf der Fensterbank. Sie hielt sich nicht einmal fest. Seltsamerweise befürchtete Jane nicht, daß sie kippen könnte, denn diese schlanke Gestalt war gleichzeitig so etwas wie ein Machtfaktor.

Sie stand da.

Sie schaute auf ihr Volk, und sie hob mit einer majestätisch anmutenden Geste beide Arme, um den Vergleich mit einer Königin noch zu verstärken.

Sehr langsam senkte sie den Kopf, um in die Tiefe zu schauen. Der Vorgarten war belagert. Auch die Reporter wußten, wo die Action war. Die meisten von ihnen hatten sich schon wieder versammelt und ihre Fotoapparate hochgerissen.

Die Kameras klickten. Teleobjektive wurden eingestellt. Blitzlichter zuckten auf.

Elenor genoß es.

Minutenlang blieb sie so stehen, umbrandet von Beifall und Hilferufen.

Dann senkte sie die Arme.

Und sie bewies, welche Macht sie über die Menschen ausübte, denn im Garten wurde es still.

Elenor ließ sich noch einige Sekunden Zeit, bevor sie mit ihrer Rede begann. Jane hörte ihr genau zu. Daß sich die Stimme verändert hatte, nahm sie hin. Sie hatte nichts Kindliches mehr, klang klar und laut

wie die einer erwachsenen Frau, und sie erreichte auch jedes Ohr.

»Ich danke euch. Ich danke euch allen, daß ihr zu mir gekommen seid und mir soviel Vertrauen entgegengebracht habt. Auf der einen Seite bin ich beschämt, auf der anderen aber hoffe ich, daß ich euch helfen kann und mir die schwarze Madonna zur Seite steht. Ich bin es nämlich nicht, die heilt, es ist die schwarze Madonna, die sich dazu entschlossen hat, Gutes zu tun.«

Wieder brandete Beifall auf. Viele Menschen konnten nach diesen Worten ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Besonders die schwerkranken, die schon über Jahre hinweg gelitten hatten.

Alle - ein paar Skeptiker ausgenommen - glaubten dem Mädchen. Und jeder hoffte, daß ausgerechnet er geheilt wurde.

Als die Menge wieder leise geworden und die Spannung noch gestiegen war, übernahm Elenor wieder das Wort. »Ich schäme mich, weil ich euch so lange habe warten lassen. Das wird sich ändern. Ich werde zu euch kommen. Ich möchte euch alle lieben, doch ›meine‹ Kraft wird kaum ausreichen, um allen helfen zu können. Hofft mit mir, daß mir die schwarze Madonna möglichst viel Kraft verleiht. Es soll keine Grenzen mehr zwischen euch und mir geben, ich will eine von euch sein, und deshalb komme ich in eure Mitte.«

Jane hatte die Worte gehört. So richtig vorstellen, was Elenor vorhatte, konnte sie sich nicht.

Einen Augenblick später sah sie es.

Da ging das auf der Fensterbank stehende Mädchen vor.

Der erste Schritt.

Sie trat ins Leere.

Jetzt hätte sie fallen müssen.

Das geschah nicht.

Jane bekam große Augen, als sie sah, wie Elenor vor dem Fenster in der Luft schwebte…

***

Es war die Sekunde der Pressefotografen. Sie knipsten wie verrückt. Was hier geschah, war auch unwahrscheinlich, und zwar auf zweierlei Ebenen.

Nicht nur, daß Elenor die Levitation (Aufhebung der Schwerkraft) beherrschte, nein, auch mit ihrer Gestalt geschah etwas.

Das Gesicht veränderte sich von der Farbe her. Es blieb nicht mehr so blaß und rosig, es bekam einen dunklen Schatten, der an Asche erinnerte.

Nur die Augen leuchteten darin wie zwei Ovale, die frisch angestrichen waren.

Es war ein Wunder, und dazu gehörte auch, daß in diesem Augenblick die Sonne hinter einer Wolke hervorkroch und ihre hellen

Strahlen auf die Erde schickte, als wollte sie dabei einen bestimmten Punkt in Glenfield verwöhnen.

Der Punkt war Elenor!

Durch die Strahlen der Sonne hatte sie plötzlich so etwas wie einen Heiligenschein erhalten. Ein helles Flair, das ihren gesamten Körper umgab und ihn umhüllte, als sollte er allein nur durch die Kraft der Sonne getragen werden.

»Ein Wunder!« rief eine kleine Frau, die noch kleiner wirkte, weil sie in einem Rollstuhl saß. »Der Himmel hat uns ein Wunder geschickt. Er hat sich für uns geöffnet - endlich!«

Sie war die einzige gewesen, die sich getraut hatte, überhaupt zu sprechen. Die anderen Menschen waren in einem gespannten Schweigen erstarrt. Nur hin und wieder flüsterte jemand, sprach Gebete, Fürbitten oder ließ einen Rosenkranz zwischen den Fingern hindurchgleiten.

Es war das Wunder von Glenfield, und ein sechszehnjähriges Mädchen war dabei, auch die letzten Skeptiker zu überzeugen, denn noch immer schwebte es ohne Halt in der Luft.

Es gab kein Seil, das sie hielt, kein Band, keine Leiter. Sie schwebte einzig und allein aus ihrer Kraft, hielt die Arme gespreizt und den Kopf gesenkt, als wollte sie jede Einzelheit aufnehmen, die es unter ihr gab.

Jane war so nahe an das offene Fenster herangetreten, daß die Kante der inneren Bank ihren Körper berührte. Auch sie wollte jede Einzelheit mitkriegen. Nichts sollte ihr entgehen, denn nach wie vor war sie von Elenor fasziniert. Der zu kurze Mantel wirkte an ihr wie ein in der Wäsche eingelaufenes Hemd. Doch wer kümmerte sich bei dieser extremen Persönlichkeit schon um Äußerlichkeiten? Hier geschah Großes, hier standen die Menschen an der Schwelle zu einem Wunder.

Die Luft hatte sich dank der Sonnenstrahlen erwärmt. Linder Frühlingswind wehte über den Garten, die Menge und das Haus hinweg. Der Frühling brachte das Leben nach dem kalten Winter zurück, und so ähnlich dachte auch Elenor.

Das jedenfalls nahmen die kranken Menschen von ihr an. Sie ahnten nichts von den eigentlichen Gedanken und Motiven dieser Person, die nun langsam in die Tiefe sank.

Stille umgab sie.

Die Menschen hielten den Atem an. Aus großen, weit geöffneten Augen verfolgten sie den Weg des Mädchens. Und sie waren bereit, die Wunder anzunehmen, die sich da anbahnten. Sie wollten daran teilhaben, und deshalb waren sie gekommen und hatten all ihre Hoffnungen in Elenor gesetzt.

Sie schwebte weiter.

Wie ein Engel aus Himmelshöh näherte sie sich dem Erdboden. Gleich würde sie an der breitesten Stelle des Vorgartens landen. Längst hielt sich niemand mehr an der Rückseite des Hauses auf. Die Menschen drängten sich auf engstem Raum zusammen, was oft auf Kosten der Rücksicht ging.

Sanft berührten Elenors Füße den Boden. Sie stand.

Sie legte wieder die Arme an, nickte zum Himmel hoch, als wollte sie sich bei der Sonne bedanken, und sie weidete sich an dem ehrfurchtsvollen Schweigen und an den hoffnungsfrohen Blicken, die sie einkesselten.

Wieder hob sie beide Arme, brachte sie dann vor ihrem Körper zusammen, damit sich die Handfläche berühren konnten. Der noch immer warme Wind fuhr durch ihr Haar. Es spielte mit den Zöpfen und schwang sie auf und nieder.

Vor ihr stand eine fahrbare Liege.

Die Räder hatten sich tief in den weichen Boden gegraben. Es bedurfte schon einer Kraftanstrengung, um das Gerät vorzuschieben.

Ein älterer Mann versuchte es, denn auf der Liege lag seine gelähmte Frau. Der Mann keuchte, Schweiß bedeckte seine Stirn. Er versuchte es mit aller Gewalt vergeblich.

Das sah auch Elenor.

Sie ging näher. »Bitte, laß es sein.«

Der Mann nickte. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Tränen schimmerten in seinen Augen.

Das Mädchen aber trat dicht an das Gestell heran. Sie hatte sich die linke Seite vorgenommen. Ihr Gesicht zeigte noch immer den Grauschimmer. Unwahrscheinlich hell traten die Augen hervor, und die Pupillen schienen zu blassen Sonnen geworden zu sein.

Elenor schaute direkt in das verzerrte Gesicht der Frau. Es wurde von grauen Haaren umgeben. Die Hände lagen über der Brust aufeinander, die Finger zitterten ebenso wie die Lippen.

»Du wirst wieder gesund werden…«

Da es sehr still war, konnten die Worte der Wunderheilerin auch an entfernten Stellen gehört werden.

Die Reporter benahmen sich rücksichtslos. Bei ihnen zählte nicht mehr der Mensch, sondern die Sensation.

Elenor spreizte die Arme. Eine Hand legte sie auf die Stirn der Frau, die andere auf deren Beine, nicht mehr weit von den Fußknöcheln entfernt.

Auch die letzten Gespräche schliefen ein. Flüsternde Worte versickerten, die Spannung hatte ihren Siedepunkt erreicht, was auch Elenor wußte.

Sie bewegte ihre Hände über dem Körper aufeinander zu, wobei sie allerdings nie den Kontakt mit der kranken Person verloren. Dabei

bewegten sich die Lippen des Mädchens, und Elenor sprach beruhigend auf die Schwerkranke ein.

Was sie sagte, war trotz der herrschenden Stille nicht zu verstehen. Sie redete in keiner fremde Sprache, sie flüsterte sehr wohl in einem Dialekt, der früher einmal gesprochen wurde, heute aber vergessen war. Sie beherrschte ihn, als hätte sie ihn bereits vom ersten Lebensjahr an gelernt.

Elenor Hopkins war voll und ganz in ihrer Aufgabe versunken. Es kümmerte sie nicht mehr, was um sie herum vorging, für sie waren die Zuschauer nicht vorhanden, es gab nur sie und die kranke Frau.

Die Handflächen schleiften über den in wärmende Decken eingewickelten Körper hinweg. Das Mädchen redete, es schaute, es heilte, es spürte auch den Strom, der durch seine Hände in den Körper der Kranken fand.

Wie es ihr genau ging, konnte nicht so einfach festgestellt werden. Einige Zuschauer jedoch - unter ihnen auch Journalisten - konzentrierten sich nicht auf die Bewegungen der heilenden Hände, sondern auf das Gesicht der Kranken.

Vor Minuten noch hatte sich in ihren verzerrten Zügen widergespiegelt, wie sie litt.

Das hatte sich geändert.

Längst zeigte das Gesicht nicht mehr die Verzerrung, nur noch eine Spannung, und in den Augen schimmerte bereits der Eindruck des Unglaubens.

Hatte Elenor Erfolg?

Sie machte weiter, sie sprach weiter, und auch die am Fenster stehende Jane Collins hatte sich so weit wie möglich vorgebeugt, damit ihr nichts entging.

»Ja… ja…«, flüsterte die Frau. »Es ist unmöglich, aber es stimmt. Ich… ich… fühle. Die Kraft kehrt zurück. Es ist das Kribbeln. Ich spüre das Blut, ich spüre es!« Sie schrie auf, und sie faßte nach der Hand ihres Mannes, der nicht wußte, wie er sich verhalten sollte. Er drückte die Finger seiner Frau.

Er lachte und weinte zugleich, er konnte es nicht glauben, es war für ihn ebenso unfaßbar wie für die Kranke.

»Edwin, bitte… Edwin… ich kann wieder… ich kann mich wieder bewegen! Himmel, ich…«

Elenor Hopkins trat zurück, als die Stimme der Frau erstickte. Sie nickte der Liegenden nur zu, bevor sie sagte: »Versuche nur, dich zu erheben. Steh auf, bitte!«

Die Worte waren sehr laut gesprochen worden. Viele hatten sie gehört. Keiner wagte es, einen Kommentar abzugeben, und war er auch noch so leise. Zahlreiche Augenpaare richteten sich auf die Frau, die gelähmt war.

Jetzt nicht mehr?

Das war die quälende Frage, und als die Frau die Arme anhob, ihre Hände bewegte, sie zu Fäusten schloß, diese wieder öffnete, anfing zu weinen, da war es klar, was Elenor erreicht hatte.

Ein weiteres Wunder war geschehen.

Oder…?

»Bitte Edwin, hilf mir.«

Aber Edwin schüttelte den Kopf. »Nein, Dinah, nein, das werde ich nicht. Ich will sehen, wie du die Liege verläßt. Dann werde ich Sie zertrümmern. Ich hasse sie. Ich habe sie all die Jahre über gehaßt. Jetzt tu endlich, was man dir gesagt hat, verdammt!«

»Edwin, wie sprichst du…?«

»Tu es!«

Der Mann war wie von Sinnen. Auch er hatte seine Hände zu Fäusten geballt. Er stand auf der Stelle und war in den Knien eingesackt. Schweiß strömte über seine Wangen und vermischte sich mit den Tränen.

Dinah zog die Beine an.

Es klappte schon beim ersten Versuch. Alles sah noch sehr steif aus, aber was sie nun tat, davon hatte sie viele Jahre lang geträumt. Die Starre war gewichen.

Sie bewegte auch ihren Oberkörper.

Ein Ruck, sie saß!

Erstaunt schaute sie sich um, als würde sie erst jetzt die Menschen sehen, die sie umstanden. Wieder summten die Motoren der Kameras. Die Fotografen waren wie von Sinnen. Was die Journalisten hier erlebt hatten, das war kaum zu fassen. Selbst die abgebrühtesten Typen unter ihnen brachten kaum ein Wort hervor.

Dinah saß noch immer.

Sie schaute auf das Mädchen. Elenor hatte sich einige Schritte entfernt hingestellt. Sie lächelte, als sie den Arm ausstrecke und der Geheilten die Hand hinhielt. »Komm«, sagte sie.

Dinah staunte. Sie begriff noch nicht. »Bitte… was soll ich?«

»Zu mir kommen.«

»Aber meine Beine…«

»Werden dir gehorchen, gute Frau!«

Edwin griff ein. »Nun mach doch, Dinah. Schüttle alles ab. Weg damit, bitte!«

Seine Frau gehorchte. Auf der Liege hockend drehte sie sich und streckte die Beine aus. Dann schaffte sie es, sie auf den Boden zu stemmen.

Sie saß…

»Weiter, Dinah, weiter«, lockte das Mädchen. Es winkte mit seinen Fingern.

Die grauhaarige Frau mit dem kleinen Gesicht nickte. Sie packte die Decke an einer Seite und schleuderte sie zu Boden. Jeder sah ihre lange, graue, altmodische Trainingshose, doch niemand amüsierte sich darüber.

»Du kannst es!«

»Ja, du schaffst es!«

Edwin und Elenor wechselten sich gegenseitig ab, um der Frau Mut zu machen.

»Ich will es auch!« keuchte sie.

»Dann komm zu mir!«

»Jaaaa!« brüllte Dinah. Sie schleuderte ihren Kopf zurück, die Haare flogen, die Augen waren verdreht, und einen Moment später gab sie ihrem Körper den nötigen Schwung.

Fiel sie?

Nein! Dinah blieb auf den Beinen, die sie sogar bewegen konnte. Was spielte es da für eine Rolle, ob sie staksig ging? Wichtig war nur, daß sie den normalen Fußkontakt mit dem Boden nicht verlor.

Und das war und blieb auch so.

Sie schritt Elenor entgegen, die sie nach jedem Schritt lobte, selbst aber weiter zurückging, als wollte sie Dinah präsentieren.

Die machte weiter. Eigentlich sah sie lächerlich aus, doch es gab keinen der sie wegen ihrer unsicheren Bewegungen ausgelacht hätte. Sie stakste und schaukelte zugleich. Mal hielt sie den rechten, mal den linken Arm vorgestreckt, als wäre sie dabei, nach irgendwelchen Stangen zu tasten, an denen sie sich festhalten konnte. Doch sie griff immer wieder ins Leere, was nicht weiter schlimm war, denn ihr fehlte einfach der Schwung, um nach vorn zu kippen.

Statt dessen ging sie weiter.

Schritt für Schritt, bis Elenor ihr die Gnade erwies und einfach stehenblieb. »Jetzt bist du da!«

»Ja«, jubelte Dinah, »ich bin da.« Nach dem letzten Wort fiel sie nach vorn.

Elenor fing sie auf. Sie hielt die Frau, die gut und gern ihre Großmutter bäte sein können, in den Armen wie ein kleines Kind. Es störte sie auch nicht, daß Dinah weinte. Sollte sie nur, es würde ihr guttun.

Das Wunder war geschehen. Der Himmel hatte Gnade vor Recht ergehen lassen und sich mit der sechzehnjährigen Wunderheilerin verbündet. »Geh zu deinem Mann«, flüsterte Elenor ihr zu. »Geh hin, er braucht dich, meine Liebe.«

»Kann ich denn?« Dinah zweifelte noch immer.

Die Heilerin lächelte ihr zu. »Du kannst.«

»Gott segne dich, mein Kind!« flüsterte die Frau und sah nicht, wie sich das Gesicht des Mädchens für einen Moment zu einer haßerfüllten

Grimasse verzerrte.

Die Geheilte hatte sich umgedreht und ging auf ihren Mann zu. Edwin stand neben der Trage. Auch er weinte. Die anderen klatschten, sie jubelten. Ein Sturm brandete über den Vorgarten hinweg, und abermals schossen die Reporter ihre Fotos. Was sie heute auf die Filme gebannt hatten, das reichte aus, um tagelang an der Sensation zu kauen. Es warteten noch viele andere auf Heilung. Weitere Sensationen lagen in der Luft.

Diejenige Person, die sich für alles verantwortlich zeigte, stand im Hintergrund. Lächelnd, in sich gekehrt und ein Strahlen in den Augen, das nicht von dieser Welt zu stammen schien.

Edwin hielt seine Frau umarmt. Helfer kümmerten sich um die fahrbare Liege. Sie zerrten sie aus dem weichen Boden, und wenig später schlug der Mann auf das Gerät ein. Man hatte ihm einen dicken Knüppel besorgt, damit konnte er seinen Frust ablassen.

Eine Frage aber schwebte über den Köpfen der Menschen. Wen würde sich das Mädchen als nächste Person vornehmen? Keiner wollte daran glauben, daß mit dieser einen Heilung ihr Auftritt schon beendet war. Das konnte Elenor den Menschen nicht antun, denn viele von ihnen waren verzweifelt, hatten gleichzeitig aber auch Hoffnung geschöpft und richteten ihre Blicke bittend auf Elenor.

Die strich sich gerade eine Haarsträhne aus der Stirn. Dann lächelte sie, als wollte sie den Menschen Mut machen, und tatsächlich wagte sich ein Mädchen vor.

Es war jünger als Elenor und von einer schlimmen Krankheit gezeichnet. Ihr gesamtes Gesicht war mit Pickeln, Pusteln und Geschwüren bedeckt, Die Mutter ging hinter der Kleinen. Sie hatte beide Hände auf deren Schultern gelegt. Es war eine hochgewachsene Frau mit blond gefärbten Haaren und einem Gesicht, das sie sicherlich älter machte, als sie tatsächlich war.

»Bitte!« sagte sie. »Bitte…«

Elenor nickte.

Die Mutter wollte zu ihr gehen, aber die Heilerin winkte ab. »Nein, nur das Mädchen. Wie heißt du denn?«

»Elvira.«

»Ein schöner Name. Komm her, Elvira. Ich will sehen, was ich für dich tun kann.«

Das Kind ging mit langsamen Schritten auf die sechzehnjährige Heilerin zu…

***

Wir hatten es geschafft, das eigentliche Ziel zu erreichen und konnten uns zunächst nur wundern.

Da hatte keine Absperrung mehr gehalten, und die uniformierten

Kollegen waren ebenfalls ›überrollt‹ worden. Sie hielten sich im Rücken der Menge auf, standen zusammen und beobachteten die Menschenmasse.

»Was ist passiert?«

Unwillig wurde uns geantwortet, auch erst, als wir die Ausweise gezeigt hatten.

»Sie waren einfach nicht zu halten. Außerdem ist sie gekommen. Sie schwebte aus dem Fenster nach unten.«

Wir schauten zum Haus - und erschraken. In einem geöffneten Fenster zeichnete sich der Umriß einer uns gut bekannten Person ab.

»Hier also ist Jane«, flüsterte Suko. Er lachte. »Ich hätte es mir denken können. Dieses Mädchen muß sie wahnsinnig fasziniert haben. Kaum zu glauben.«

»Vergiß nicht, daß ihr Elenor das Leben gerettet hat.«

»Stimmt auch nicht.«

Wir hielten uns von den meisten Menschen entfernt. Wir konnten auch nichts sehen, was sich im Vorgarten abspielte. Wir konzentrierten uns zunächst auf Jane Collins. Sie hatte sich so weit wie möglich vorgebeugt, um das Geschehen unter ihr verfolgen zu können. Nichts sollte der Detektivin entgehen.

Uns gefiel es trotzdem nicht, daß sie sich dort oben aufhielt. Suko sprach praktisch meine Gedanken aus. »Es wäre besser, wenn sie von dort verschwände.«

»Finde ich auch.«

»Wer soll sie holen? Du oder ich?«

»Geh du, Suko. Schließlich hast du mich auf den Gedanken gebracht.«

»Ha, ha.« Danach hörte ich nurmehr seine Schritte, als er sich zurückzog.

Daß sich vor mir etwas abspielte, erkannte ich allein an den aufzuckenden Blitzlichtern. Die Fotografen und Schreiber mußten durchdrehen, so etwas bekamen sie nicht alle Tage präsentiert. Ich war fest von einer Wunderheilung überzeugt, die im Vorgarten ablief. Einerseits freute ich mich, wenn es klappte und ein Mensch gesund wurde, auf der anderen Seite aber dachte ich an die Kräfte der unheimlichen, der bösen Magie. Und sie sollten auf keinen Fall gefördert oder eingesetzt werden, aus welchen Motiven jemand auch handelte. Daß das dicke Ende noch nachkommen würde, davon war ich überzeugt. Das hatte mich die Erfahrung gelehrt.

Ich suchte nach einer bequemen Möglichkeit, näher an das Zentrum im Vorgarten heranzukommen.

Leider war es nicht möglich. Überall versperrten mir die Neugierigen den Weg. Wenn ich mir eine Gasse schaffen wollte, dann mit den Ellenbogen. Auch auf das Wort Polizei würde niemand hören, weil das

Geschehen die Leute zu sehr fesselte.
Der äußere Ring war ebenfalls dicht, da die Menschen immer wieder nachrückten und sich, wenn sie konnten, auf die Zehenspitzen stellten. Es wurde wenig Rücksicht auf die Kranken genommen.
Hier überwog der Egoismus, auch bei mir, wobei ich allerdings den kranken Personen aus dem Weg ging.
Ich kam trotz aller Schwierigkeiten näher an das Zentrum heran. Auch wenn ich böse Blicke erntete und es Menschen gab, die meine Püffe erwiderten. Da halfen auch keine Entschuldigungen. Hin und wieder drehte ich jemand einfach zur Seite, um endlich freie Bahn zu haben.
Es klappte.
Zwar versperrten mir noch die Rücken zweier Journalisten den Weg, aber die Lücke zwischen ihren Köpfen reichte aus, um das Zentrum zu sehen. Dort befanden sich zwei Personen. Man hatte genügend Platz gelassen, damit Elenor nicht gestört wurde.
Sie war mit einem etwas jüngeren Mädchen beschäftigt, das Elvira hieß. Zumindest wurde es mit diesem Namen angesprochen. Ich erwischte einen Blick auf das Gesichtsprofil der Kleinen, die leise weinte, als sie auf Elenor zuging.
Die Haut zeigte ein schlimmes Muster aus Eiterpickeln und dicken, nässenden Geschwüren. Die Mutter der Kleinen hielt sich im Hintergrund. Sie drückte mit beiden Händen ein feuchtes Taschentuch zusammen, das für sie so etwas wie ein Rettungsanker sein mochte.
Jetzt hatte die Kleine ihr Ziel erreicht. Sie blieb stehen, schwankte etwas, und Elenor sprach leise mit ihr. »Du brauchst dich nicht zu fürchten, Elvira. Jetzt bin ich bei dir. Ich werde dir ein schönes, ein wunderschönes Gesicht geben, an dem du viel Freude habe wirst.«
Auch ich fühlte, wie die Spannung in mir hochstieg. So etwas hatte selbst ich noch nicht erlebt.
Wohl hatte ich von Wunderheilungen gelesen, sie aber oft als Scharlatanerie abgetan.
Hier auch?
Ich war unsicher geworden und schaute noch gebannter zu, denn Elenor hatte ihre Arme angehoben und beide Handflächen gegen die mit Geschwüren bedeckte Wange des Mädchens gedrückt.
Beide blieben stehen, ohne sich zu rühren. Das leise Flüstern in meiner Nähe schlief auch ein. Die Stille war beinahe greifbar geworden. War es die Ruhe vor dem Sturm?
Wolken zogen herbei. Die Sonne versteckte sich schamhaft hinter einer von ihnen, war aber kräftig genug, um hindurchschimmern zu können.
Elenor sprach.
Sehr leise redete sie, und ihre Worte waren nur für das Mädchen

verständlich.

Es hielt die Augen geschlossen, konzentrierte sich voll und ganz auf die Hände ihres Gegenübers, die sich nun bewegten. Sanft streichelten sie die Wangen der Kleinen. Und dabei drangen flüsternde Sätze aus Elenors Mund.

Ich konzentrierte mich auf die Worte. Als Fachmann für alte und andere Sprachen konnte ich mich zwar nicht bezeichnen, aber ich kannte mich doch einigermaßen aus. In diesem Fall verstand ich nur wenig, aber was ich hörte, ließ doch auf ein altes Englisch schließen, das durchsetzt war mit lateinischen Begriffen.

Für mich kam diese Rede einer Beschwörung gleich. Aber wen wollte sie beschwören? Das hätte ich nicht unterschrieben. Eher die Nonne Franziska, von der uns der Feuerwehrmann berichtet hatte.

Diese hingerichtete Nonne mußte mit Elenor in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen. Das war im Moment nicht wichtig, denn es zählten andere Dinge. Ich wollte sehen, ob das sechszehnjährige Mädchen es tatsächlich schaffte, andere Menschen von ihrer schrecklichen Krankheit zu heilen.

Sie streichelte weiter.

Sehr sanft, schon lieb, als würde eine Mutter ihr Kind immer wieder liebkosen.

Leider drehte mir Elvira den Rücken zu. Elenor hatte ihre Patientin herumgedreht, damit sie sie anschauen konnte. Elvira stand ganz ruhig. Ihre Mutter dagegen atmete am lautesten. Sie schluckte hin und wieder. Ihre dünne Haut am Hals bewegte sich zuckend, bis zu dem Augenblick, als Elenor ihre Tätigkeit einstellte.

Die Hände aber ließ sie noch an den Wangen liegen. Dann stellte sie die erste Frage: »Wie fühlst du dich, Elvira?«

Keine Antwort, nur leises Weinen.

»Noch einmal frage ich dich. Wie fühlst du dich, Elvira?«

Das Kind öffnete den Mund, sagte immer noch nichts. Im Hintergrund stöhnte jemand. Einige Rosenkränze klimperten, als die Perlen zu heftig bewegt wurden.

»G… gut…«

Die Antwort, das Aufstöhnen der Zuschauer, das sich erleichtert anhörte.

Elenor Hopkins lächelte. »Das ist wunderbar, Elvira, das ist einmalig. Ich liebe es, wenn ich es…«

»Bitte, ich will zu meiner Mutter!«

»Das kannst du auch!« Elenor breitete die Arme aus. Die Hände verschwanden von den Wangen.

»Dreh dich um! Zeig dich ihnen!«

Elvira tat es.

Alle schauten sie an, auch ich.

Und jeder sah, daß die Gesichtshaut der jungen Patienten rein war wie Bergwasser…

***

Sekundenlang sprach sie nicht ein Wort. Auch ich mußte mir eingestehen, daß mich der Schock umklammert hielt. Das hätte ich in diesem Moment nicht für möglich gehalten.

Elvira stand inmitten des Blitzlichtgewitters. Sie fühlte sich unwohl, senkte ihren Kopf und führte gleichzeitig die zittrigen Hände auf beide Wangen zu. Sie sah aus, als hätte sie Angst, das Gesicht zu berühren. Ihre Mutter rief: »Tu es, Kind! Tu es!«

Sie tat es.

Elvira fuhr mit den Fingerspitzen über ihre Wangen. Sie tastete die Stirn ab, und auch dort spürte sie nichts anderes als ihre reine, weiche Haut.

Ich wurde zur Seite weggestoßen. Inmitten des Trubels stand einsam und verloren die kleine Elvira, die nicht wußte, wie ihr geschah. Daß Elenor zuvor eine Gelähmte geheilt hatte, war vergessen, denn einem Kind brachten die Leser mehr Mitgefühl entgegen als einer alten Frau.

Und dann brandete der Jubel los.

Es war ein einziger Schrei aus zahlreichen Kehlen. Die Menschen, die sich bewegen konnten, tanzten auf der Stelle. Sie umarmten sich, sie liefen zur Mutter des Mädchens und beglückwünschten sie und führten sich auf, als wären sie selbst geheilt worden.

Nur ich blieb still.

Ich war zur Seite abgedrängt worden, blieb dort stehen, wo ich vom großen Chaos verschont blieb und war sehr nachdenklich geworden.

Elenor ließ sich feiern. Ich hätte gern mitgefeiert, doch in meinem Innern befand sich so etwas wie eine Sperre, die diese Gefühle nicht erlaubte. Ein tiefes Mißtrauen lastete dort, und es wurde nicht geringer, je mehr Zeit verstrich.

Wie hatte sie es geschafft?

Ich dachte an die Nonne, an die schwarze Madonna, und ich dachte auch daran, daß ich so rasch wie möglich einen Blick in die Kapelle werfen mußte. Doch zuvor wollte ich mir die Wunderheilerin vorknöpfen, um ihr einige Fragen zu stellen.

Noch kam ich nicht an sie heran. Sie wurde bestürmt wie ein Fels von der Brandung. Auf mich nahm niemand Rücksicht, obwohl mich einige Reporter kennen mußten.

Ich blieb in ihrer Nähe und hoffte, daß sie noch eine Heilung durchführen würde. Zwischendurch warf ich einen Blick zum offenen Fenster hoch. Jane Collins stand dort nicht mehr. Da ich Suko auch nicht sah, war ich beruhigt. Wahrscheinlich befand er sich mit ihr schon auf dem Weg und würde sicherlich bald zu mir stoßen.

Es dauerte Minuten, bis sich der Trubel gelegt hatte. Dann aber trat Stille ein.

Die Menschen, die Elenor umlagert hatten, zogen sich zurück, sie warteten auf weitere Sensationen, auf Heilungen, denn drei standen ihr gut zu Gesicht.

Die Menschen, die Hoffenden, die Kranken, sie flehten sie mit Tränen in den Augen an. Sie glaubten an sie und die großen Wunder von Glenfield.

»Ja!« hörte ich sie rufen. »Ich werde noch jemand heilen. Ich werde es euch noch einmal zeigen, denn ich spüre noch genügend Kraft in mir, um es zu versuchen.«

Jeder wollte natürlich geheilt werden, aber Elenor schüttelte den Kopf. »Ich werde sagen, zu wem ich komme. Bitte, ihr müßt mir Ruhe lassen. Faßt euch in Geduld.«

Sie gehorchten wie Roboter, traten zurück und ließen einen freien Platz, wo sich die Wunderheilerin aufhielt. Ich hatte gut aufgepaßt und befand mich praktisch in der ersten Reihe, wo ich auch bleiben und meinen Platz verteidigen wollte.

Elenor gab sich gelassen. Ihre Blicke schweiften über die Menschen. In aller Ruhe wartete sie ab, bis sich die Gemüter wieder beruhigt hatten.

Die Mutter führte Elvira weg. Sie hielt die Tochter mit beiden Händen fest, als sie neben ihr herging und auf sie einsprach. Sehr dicht kamen sie an mir vorbei, und ich hörte, wie freudig geschockt das Kind noch war. Es konnte nicht begreifen, es gab keine Erklärungen, die zu ihre kindlichen Vorstellungsvermögen gepaßt hätten, doch sie brachte es auf einen Nenner: Sie sprach von einer Heiligen.

Ich schaute den beiden nach. Elvira hatte genau das Wort genannt, über das ich stolperte.

Eine Heilige war Elenor Hopkins für sie! Von den Menschen als lebende Heilige akzeptiert zu werden, das war so etwas wie die Erfüllung eines Traums. Sie verfügte über Macht.

Wieder einmal hatte sie überzeugen und ›Wunder‹ vollbringen können. Zudem unter den Augen der Presse, die natürlich von den Ereignissen in Glenfield berichten würde. Vielleicht würde Glenfield sogar Lourdes den Rang ablaufen.

Wahrscheinlich würden sich clevere Manager und Agenten der Kleinen annehmen, um ihre Kräfte zu vermarkten. Es wäre der absolute Wahnsinn gewesen.

Ich beobachtete Elenor. Sie wirkte trotz ihrer Erfolge schüchtern. Selbst hartgesottene Reporter trauten sich nicht, sie anzusprechen. Von dieser schmalen Person mußte etwas ausgehen, was sie davon abhielt. Wahrscheinlich war ihnen Elenor unheimlich. Sie konnten sie

zwar sehen, mit ihren Kräften kamen sie jedoch nicht zurecht, und das war schlimm für sie.

Elenor schaute zum Haus hin. Den Grund wußte ich nicht. Ob sie etwa Jane Collins suchte? Über deren Rolle war ich mir nicht im klaren. Sie hatte sich an Elenor gehängt, sie war in deren Haus gegangen. Man hatte sie eingelassen, und Elenor hatte ihr sogar das Leben gerettet. Reagierte Jane nur aus Dankbarkeit so, oder war es echt? Ein wirkliches Gefühl, das sich zwischen den beiden aufgebaut hatte. Gab es möglicherweise Gemeinsamkeiten zwischen ihnen?

Eigentlich lächerlich. Oder doch nicht? Schließlich war Jane einmal eine Hexe gewesen. Die Betonung liegt dabei auf *war.* Jetzt stand sie wieder auf unserer Seite. Doch tief in ihrem Innern hatten sich noch einige ihrer früheren Kräfte erhalten. Sie waren latent vorhanden, und so konnte es durchaus sein, daß Elenor dies gespürt hatte.

Und damit hatte sie möglicherweise auch gewisse Gemeinsamkeiten herausgefunden.

Das war zu prüfen, und es bedeutete gleichzeitig, daß man das Mädchen ebenfalls zu den Hexen zählen konnte.

Sehr ungewöhnlich, aber nicht von der Hand zu weisen. Zudem brauchte Elenor eine Helferin. Sie hatte zwar ihre Eltern, doch ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie richtig mit den Kräften ihrer Tochter umgingen. Dazu fehlte ihnen doch einiges.

Die junge Wunderheilerin war so weit zurückgewichen, bis sie schon fast an der Hauswand stand.

Das Durcheinander von Kranken und Gesunden hatte sich wieder beruhigt. Es gab keine Stelle im Garten mehr, die nicht zertrampelt gewesen wäre. Noch immer strömten Menschen herbei. Es mußte sich herumgesprochen haben, was hier abgelaufen war, und jeder fürchtete, bei der folgenden Wunderheilung zu spät zu kommen.

Ich war gespannt, wen sich Elenor nun aussuchen würde. Andererseits hatte auch ich einen bestimmten Plan, und ich hoffte, ihn durchsetzen zu können.

Daß Elenor Macht über die Menschen hatte, bewies sie in den folgenden Sekunden. Sie brauchte nur einen Schritt vorzugehen, um eine gespannte Erwartung zu erleben. Nach dem kurzen Anheben ihrer Arme verstummten die Gespräche.

Nur in den hinteren Reihen wurde noch gesprochen, was andere nicht mochten, denn mit zischender Stimme baten sie um Ruhe.

Vielen stockte der Atem. Ich warf noch einen raschen Blick auf die Gesichter.

Himmel, wie vertrauten sie dieser Person! In den Augen las ich eine Hörigkeit, die mich erschreckte. Ich bekam sogar feuchte Handflächen und hoffte nur, daß ich meinen Plan unbeschadet überstehen konnte.

»Einen von euch werde ich noch heilen«, sagte Elenor. »Dazu reicht

die Kraft noch. Danach aber muß ich mich zurückziehen, um neue Energien zu sammeln und zu beten. Einen von euch, einen aus eurer Mitte.«

Das war der Moment, auf den ich gelauert hatte. Ich trat einen Schritt vor und sagte: »Wie wäre es denn mit mir…?«

***

Im Nachhinein ärgerte sich Suko, daß er zugestimmt hatte. Im Vorgarten würde es sicherlich interessant werden, aber die Szenerie konnte er auch vom Fenster aus beobachten, wenn er neben Jane stand. Und er würde sie auch fragen, welches Verhältnis sie zu dieser ungewöhnlichen Person aufgebaut hatte.

Zunächst einmal mußte er ins Haus, was nicht so leicht war, denn die Tür war verschlossen. Dafür entdeckte Suko den Knopf einer Klingel neben dem Namensschild.

Er schellte.

Das Summen hörte er zwar, es war auch sicherlich von Jane oder den Eltern des Mädchens vernommen worden, nur rührte sich nichts. Auch beim zweiten- und drittenmal erntete Suko keine Reaktion, und das wiederum ärgerte ihn und machte ihn zugleich mißtrauisch. Er ging davon aus, daß etwas nicht stimmte, aber er wollte auch keinen Rückzieher machen. Er mußte zu Jane.

Für ihn befand sie sich in Gefahr.

Deshalb zögerte er nicht länger. Der Blick auf das Schloß sagte ihm, daß es leicht zu öffnen war.

Suko trug das entsprechende Besteck bei sich. Beobachtet wurde er nicht. Er konzentrierte sich auf seine ›Arbeit‹ und achtete nicht auf die Geräusche, die aus dem Garten her an seine Ohren klangen.

Lange brauchte er nicht zu werkeln. Das leise Schnappen zeigte ihm den Erfolg an.

Er drückte die Tür auf.

Muffige Luft quoll ihm entgegen. So roch es eben in alten Häusern, in denen es eng war.

Und es war still.

Wo sich Jane aufhielt, war ihm bekannt, aber wo konnte er die Eltern des Mädchens finden? Er mußte davon ausgehen, daß sie im Haus waren und ihm plötzlich entgegenkamen, doch es rührte sich auch nichts, als er auf der Treppe stand und die Stufen so leise wie möglich nach oben schritt.

Jane hielt sich in der ersten Etage auf. Das Fenster ihres Zimmers war dem Garten zugewandt, und Suko wußte, daß er sich in der ersten Etage nach links wenden mußte.

Dort war der Flur noch schmaler und wirkte auch vergammelter als die Räume unten.

Er zählte die Türen ab. Viel zu rechnen brauchte er nicht, denn die Tür zu dem Zimmer, in dem sich Jane Collins aufhielt, stand offen. Nicht sehr weit, der Spalt war vielleicht so breit wie eine ausgestreckte Hand, und Suko peilte in das Zimmer.

Er sah einen Teil des Fensters und auch die Hälfte von Janes Rücken. Sie hatte ihre Haltung verändert und sich weit vorgebeugt, damit ihr nur nichts entging.

Zurück schaute sie nicht. Was sich draußen abspielte, war viel interessanter.

Suko drückte die Tür auf. Es gab kaum ein Geräusch, als sie nach innen schwang. Auf Zehenspitzen huschte er in den Raum. Es war Elenors Mädchenzimmer, das sah er sofort. Verglich er es jedoch mit anderen Kinderzimmern, so mußte er zugeben, daß dieses hier wenig fröhlich und frisch war. Es machte eher einen traurigen Eindruck.

Jane Collins hatte die beiden Hälften des Fensters nach außen gedrückt und sie mit kleinen Haken festgestellt. So hatte sie Platz genug, um alles sehen zu können. Sie war voll und ganz in den Anblick vertieft und überhörte sogar Sukos Räuspern, denn er wollte Jane nicht zu sehr erschrecken.

Komisch, dachte er und ging weiter. Neben einem alten viereckigen Tisch blieb er stehen. Er legte eine Hand auf die Platte, bevor er Janes Namen flüsterte.

Die Detektivin zuckte zusammen. Sie hatte ihn also gehört. Aber sie drehte sich nicht um.

»Hi, Jane. Was ist mit dir?«

Jetzt richtete sie sich langsam auf. Sie holte tief Luft. Suko sah, wie sich ihr Rücken bewegte, und Jane kam ihm wie eine Person vor, die aus einem tiefen Traum erwacht war. Sie trat einen Schritt zurück, schaute aber noch nach vorn.

Diese Reaktionen gefielen Suko nicht, weil sie atypisch für Jane Collins waren. So hätte sie normalerweise nicht reagiert, und Suko erschrak über den eigenen Begriff.

War sie denn nicht normal?

Er schluckte, drängte die anderen Gedanken zurück und wartete, bis Jane handelte.

Sie drückte sich von der Fensterbank weg. Einen Schritt ging sie dabei in das Zimmer hinein.

Dann starrte sie Suko an.

Und er schaute auf sie.

Suko hatte Mühe, sich zu beherrschen. Okay, das war noch die Jane, die er kannte, sie hatte sich nicht verändert, wie sollte sie auch? Trotzdem war sie eine andere geworden. An ihren Augen glaubte er es zu erkennen.

Nicht nur, daß sie tiefer in den Höhlen lagen, sie hatten auch einen

anderen Ausdruck bekommen, einen stumpfen Glanz, einen flackernden Blick, und sie waren leicht gerötet. Sie standen in einem krassen Gegensatz zu dem gesund wirkenden Gesicht der Detektivin.

Nein, das waren nicht Jane Collins Augen. Diese Augen blickten ihn lauernd und kalt an.

»Wir haben dich gesucht, Jane.«

Sie schluckte. Dabei hob sie den rechten Arm an. Mit den leicht gekrümmten Fingern der Hand schlug sie einige Takte auf die Tischplatte. »Was ist denn los?«

Suko versuchte, so normal wie möglich zu bleiben, was ihm nicht leichtfiel. »Nun ja, wir machten uns Sorgen um dich. Die ist plötzlich verschwunden.«

»Ich?«

»Ja, erinnere dich. Du hast uns gesagt, du wärst in deinem Zimmer. Aber das bist du…«

»Doch«, unterbrach sie ihn, »ich bin dort gewesen, aber dann bin ich gegangen.«

»Hierher!«

»Ja.«

»Warum, Jane? Warum bist du gegangen, ohne uns Bescheid zu geben? Wir waren in Sorge…«

»Ich bin erwachsen, verdammt! Ich brauchte keine Aufpasser, hast du gehört?«

Suko hob beide Hände. »Okay, Jane, okay, das habe ich verstanden. Wir sehen uns auch nicht als Aufpasser an. Wir gehören aber zusammen. Wir sind ein Team. Würdest du dem zustimmen?«

»Heute nicht.«

Suko war nicht überrascht, daß sie so reagierte. Er fragte sie trotzdem. »Darf ich die Gründe wissen?«

»Warum?«

»Es ist das Mädchen, nicht?«

Jane drehte sich zum Fenster, weil von draußen her Geschrei hochklang. Sie wandte sich aber schnell wieder um, hatte sich gefangen und nickte. »Ja, es ist Elenor.«

»Gut, akzeptiert. Und warum?«

»Sie ist faszinierend.«

»Geschmacksache«, erwiderte Suko. »Sonst noch was?«

Janes Augen leuchteten. »Und sie hat mir das Leben gerettet, wie du wahrscheinlich weißt.«

»Akzeptiert. Bist du ihr jetzt dankbar?«

Jane senkte den Blick. Sie zeichnete ihre Lippen mit der Zungenspitze nach. »Ja, ich bin ihr dankbar, sonst würde ich nicht leben und auch nicht… aber lassen wir das. Ich kann mir vorstellen, was du willst, Suko. Aber das wird nicht eintreten. Ich bleibe vorläufig

in ihrer Nähe, weil ich eine Schuld abtragen muß, du verstehst?«
»Nicht direkt.«
»Ich muß mich um sie kümmern.«
»Aber sie hat Eltern.«
»Die sind nicht hier. Oder hast du sie gesehen?«
»Nein, das nicht.«
»Eben. Deshalb bin ich diejenige, die ihren Schutz übernommen hat.« Jane schloß für einen Moment die Augen, sprach aber weiter. »Sie ist so klein, so zerbrechlich. Eine Person wie sie braucht eben Schutz. Du darfst nicht vergessen, daß sie noch ein Kind ist.«
»Mit besonderen Fähigkeiten.«
»Richtig, Suko.« Sie schaute ihn wieder an. »Mit besonderen Fähigkeiten. Sie hat mir von ihren Plänen erzählt, und ich weiß jetzt, daß sie noch Großes vorhat. Sie wird als eine Heilige in die Geschichte eingehen, sie wird die Menschen heilen, sie wird sie von ihren Krankheiten befreien, sie will, daß es in der Zukunft diese schrecklichen Krankheiten nicht mehr gibt. Das alles schwebt ihr vor. Was sie hier macht, ist erst der Anfang. Irgendwann wird sie ihre Kräfte einschätzen können. Dann kann sie sich konzentrieren, dann hat sie begriffen, und die Menschen werden ihr Denkmäler setzen.«
»Meinst du?«
»Davon bin ich überzeugt. Und ich habe mich entschlossen, ihr zu helfen. Es gibt viele Dinge, um die ich mich kümmern muß. Wir werden den Ort hier irgendwann verlassen, oder wir bauen ihn um zu einer großen Wallfahrtsstätte. Das alles schwebt uns vor. Wir werden auch einen Heilaltar im Freien errichten und lassen die Kranken und die Krüppel zu uns kommen. Wir werden bald Geld nehmen, und diese Einnahmen den Menschen zukommen lassen, denen es schlechter geht als uns…«
Sie redete weiter von den großen Plänen, die ja im Prinzip nicht schlecht waren, aber der Inspektor glaubte ihr nicht. Der Vorsatz war da, nur würde sie kaum dazu kommen, ihn auszuführen. Dagegen stand Elenor Hopkins. Sie war keine Gute, sie war ein junger Mensch, der sich mit furchtbaren Mächten eingelassen hatte. Sie konnte heilen, wie auch immer. Sie hatte es geschafft, das Feuer zu befehligen, aber das war nicht aus ihr selbst gekommen, denn hinter ihr stand jemand, der sie leitete und auf einen, wie Suko meinte, gefährlichen Weg brachte. Das mußte er Jane klarmachen. Konnte er das?
Er brauchte nur in das Gesicht der Detektivin zu schauen, um seine Zweifel zu bekommen.
Jane stand nicht mehr auf seiner Seite. Sie war davon weggerissen worden. Sie hatte einen anderen Weg genommen, sie ging den Pfad, der möglicherweise ins Verderben führte und nicht dorthin, was sie sich eigentlich vorgestellt hatte.

»Ich denke, daß du dich irrst, Jane!«
Sie schrak zusammen. »Was hast du gesagt? Ich soll mich irren? Nein, das kann nicht dein Ernst sein.«
»Doch. Ich möchte, daß du nachdenkst. Du kannst nicht all das aufgeben, was dir bisher lieb und teuer gewesen ist. Du hast daran geglaubt, Jane. Es war nicht falsch.«
Sie hob den Kopf an. Ihr Blick war böse und abstoßend. Die Augenpartie war von düsteren Schatten umwölkt, als wären sie völlig falsch geschminkt worden. Ihre Lippen verzogen sich. »Was redest du da eigentlich, Suko? Bist du dir darüber im klaren?«
»Du… du…«, sie holte zweimal kurz Luft. »Du hast sie beleidigt, Suko. Du hast eine Heilige beleidigt, du hast…«
»Jetzt hör aber auf!« fuhr er sie an. »Elenor ist keine Heilige. Sie ist eine Person, die sich anderer Kräfte bedient. Sie wird von unheimlichen Kräften geleitet. Sie ist nicht mehr sie selbst, etwas Fremdes hat die Kontrolle übernommen, und ich fürchte, daß auch du in den Sog hineingeraten bist.«
Jane schaute ihn nur an. Nichts veränderte sich in ihrem Blick. Er blieb starr auf Suko gerichtet. In den Augen las er nicht das Fünkchen einer Zustimmung. Da wußte er, daß er verloren hatte. Es würde ihm nicht gelingen, an Jane Collins heranzukommen. Sie hatte ihn weit von sich gewiesen.
Sie stand jetzt auf der anderen Seite und war tatsächlich bereit, für die Wunderheilerin in die Bresche zu springen. Elenor mußte einen wahnsinnigen Einfluß auf sie ausgeübt haben, denn Jane hatte sich völlig gedreht.
Suko gab nicht auf. Er streckte ihr die Hand entgegen. »Bitte, Jane, laß uns vernünftig sein!«
»Das bin ich.«
»Tatsächlich?«
»Ja, ich bin vernünftig, und ich werde nicht mit dir gehen.« Sie straffte sich. »Es sei denn, daß du ihr ebenfalls folgst. Daß du dich für ihre Ziele einsetzt.«
»Nicht schlecht«, stimmte Suko zu. »Ich könnte dann an deiner Seite bleiben, zusammen mit John.«
»Vergiß ihn!« zischte Jane. Sie schüttelte den Kopf und trat mit dem Fuß auf. »Vergiß ihn.«
»Ich will es nicht.«
Suko lächelte. »Kann es nicht sein, daß sich Elenor vor ihm fürchtet?«
»Sie kennt keine Furcht. Sie ist eine Heilige, das solltest du inzwischen wissen.«
Suko wiegte den Kopf. »Ich weiß es nicht, Jane. Ist sie das tatsächlich - eine Heilige?«

»Ja!«

»Aber Hal Contni starb. Hast du ihn und sein geschwärztes Gesicht vergessen? Du hast uns Bescheid gesagt, damit wir für den Abtransport seiner Leiche sorgen. Ich an deiner Stelle wäre vorsichtig mit dem Begriff heilig. Auch wenn sie eine ist, oder gerade weil sie eine ist, sollte sie sich vor John Sinclair und seinem Kreuz nicht fürchten, denn beide stehen dann auf ihrer Seite.«

Jane hätte begreifen müssen. Sie tat es nicht. Sie ging nicht darauf ein und blieb bei ihrer Meinung.

»Weder Elenor noch ich brauchen einen John Sinclair«, erklärte sie. »Wir brauchen auch kein Kreuz, wenn du verstehst. Wir sind uns selbst genug.«

»Das habe ich begriffen.«

»Und deshalb möchte ich auch allein sein. Ich will, daß du wieder gehst, Suko.«

Damit hatte der Inspektor gerechnet. Er schüttelte den Kopf und seufzte: »Warum machst du es mir so schwer, Jane? John und ich wollen dich beschützen, das ist alles. Wir wollen, daß du den richtigen Weg gehst und nicht den falschen. Ist das denn zuviel verlangt?«

»Ich habe mich entschlossen!«

»Wir auch, Jane, wir auch!«

Sie hob die Schultern. Ein harter, abweisender, schon haßerfüllter Blick erwischte Suko. Er nahm ihn nicht gelassen hin, der drang schon tief, und er wußte jetzt endgültig, daß er Jane verloren hatte.

Sie stand nicht mehr auf seiner Seite, sie hatte gewechselt, und sie hatte dabei den falschen Weg eingeschlagen, deshalb mußte sie beschützt werden. Vor den anderen Kräften und vor sich selbst.

»Es tut mir leid, Jane, aber ich werde nicht gehen. Ich bleibe in deiner Nähe, so wie John Sinclair in der Nähe dieser jungen Wunderheilerin bleiben wird.«

Sie hatte zugehört, und Suko sah förmlich, wie es hinter ihrer Stirn arbeitete und sie nach einer Erwiderung suchte. Ihre Reaktion überraschte ihn, denn sie nickte. »Gut, ich kenne dich ja. Du hast dich einmal entschlossen, ich werde mich fügen. Vielleicht gibt es ja noch eine Hoffnung für euch.«

»Welche Hoffnung denn?«

»Daß ihr einsichtig seid und erkennt, welchen Weg Elenor Hopkins eingeschlagen hat. Daß ihr auch nur Gutes tun werdet, indem ihr beide uns helft…« Bei den letzten Worten war Janes Stimme kratzig geworden.

»Hast du was?« Er war besorgt.

Jane schluckte wieder. Sie führte ihre Hand hoch zum Hals und umklammerte die weiche Haut.

»Ich… ich… fühle mich nicht gut. Ich habe Durst.« Sie räusperte sich.

»Willst du einen Schluck Wasser?«
Sie nickte. »Das Bad ist hier oben. Schräg gegenüber, die kleinere der beiden Türen.«
»Okay, warte.«
Suko eilte hinaus. Er konnte sich vorstellen, daß Jane trotz allem einen innerlichen Kampf ausfocht.
Unter Umständen hatten sie auch seine Worte nachdenklich gemacht. Alles war möglich. Er sah wieder einen schwachen Streifen der Hoffnung.
Das Bad hatte er schnell gefunden. Es war klein und düster. Zahnputzbecher standen auf einer billigen Kunststoffablage. Als er den Wasserhahn aufdrehte, floß nurmehr ein Rinnsal aus der Öffnung.
Er ließ es laufen, bis es kalt war. Dann füllte er das Glas bis über die Hälfte. Dabei hoffte er, daß Jane nicht verschwand. Nein, das würde sie nicht tun, sie mußte ja in der Nähe ihrer neuen Freundin bleiben.
Suko hatte die Tür sicherheitshalber offengelassen und sich auch schräg hingestellt, um in den Flur schauen zu können. Dort hatte sich nichts getan.
Im nachhinein war er froh, zu Jane gegangen zu sein, denn sie brauchte wohl Hilfe.
Mit dem halb gefüllten Glas in der Hand betrat er das Zimmer. Sein Blick fiel auf das offene Fenster, und er bemerkte, daß Jane nicht mehr da war.
War sie aus dem Fenster geklettert?
Dieser Gedanke schoß ihm zuerst durch den Kopf. Und es war ein Fehler, daß er so dachte.
Jane befand sich noch im Raum.
Das bemerkte Suko nach dem dritten Schritt. Da bewegte sich etwas rechts von ihm. Es war blitzartig und schattenhaft hinter der Tür hervorgekommen.
Womit Jane Collins zuschlug, konnte er nicht sehen. Aber es war ein harter Gegenstand gewesen, der ihn am Nacken erwischte.
Ein höllischer Schmerz durchzuckte Suko. Er fiel nach vorn. Das Fenster detonierte. Zahlreiche Funken schimmerten auf. Ein farbiger Sprühregen, dem eine tiefe teerartige Schwärze folgte. Suko konnte ihr nicht entkommen. Sie war wie ein Magnet und zerrte ihn zu sich heran.
Er schlug auf.
Erst dann sank Jane Collins' rechte Hand nach unten. Die dicke Glaskugel ließ sie aber nicht. Erst wollte sie sicher sein, daß Suko sich nicht mehr rührte.
Sie umging den leblosen Körper.
Kein Zucken, kein Greifen nach ihr, nicht das leiseste Stöhnen entwich seinem Mund.

Es war, geschafft.
Jane Collins warf die Glaskugel auf das Bett, wo sie in einer Mulde liegenblieb. An einer Stelle schimmerten Blutreste, an denen Haare klebten.
Sie war zufrieden, er würde ihr nicht mehr im Weg stehen, denn niemand sollte sie von ihrer außergewöhnlichen Lebensretterin trennen.
Jane schaute aus dem Fenster.
Die Sonne schien. Unten standen die Menschen dicht beisammen, drängten und schubsten. Auch Elenor sah sie. Sie hatte sich etwas abseits hingestellt, als ginge sie das alles nichts an.
Jane wußte aber auch, daß sie nicht länger im Haus bleiben konnte. Noch konnte sie ungesehen verschwinden. Und sie wußte auch, wo sie hingehen würde, um Elenor zu treffen. Sie beide waren so gut wie unbesiegbar…

***

Es gab nur Elenor Hopkins und mich! Alles andere war uninteressant geworden, weggetaucht in einen Nebel, der alles verschluckt hatte, was nicht dazu gehörte.
Zumindest kam ich mir vor wie auf einer Insel stehend. Oder wie ein Westernheld, der plötzlich seinem Feind gegenübersteht und es mit ihm ausschießen muß.
Ich hatte sie überrascht. Ja, ich hatte sie tatsächlich aus ihrer Sicherheit herausgerissen, und das konnte eine Person wie dieses Mädchen nicht begreifen.
Elenor wurde nervös. Sie bewegte ihren Mund, ohne zu sprechen. Sie bewegte auch ihre Finger, verrenkte sie sich fast. Sie schaute zu Boden, dann an mir vorbei, und zum Glück verhielten sich die Menschen ruhig.
»Willst du mich nicht heilen? Bin ich der Falsche?«
»Geh weg!«
»Warum?«
»Du hast nichts«, flüsterte sie. »Nein, du hast nichts. Du hast keine Krankheit, du bist hier falsch. Du nimmst anderen nur die Chance, geheilt zu werden. Du bist…«
»Ich stehe auf deiner Seite, Mädchen. Ich weiß, daß dich einige schon als Heilige verehren. Ich mag Heilige, ohne selbst einer zu sein. Aber ich trage etwas bei mir, daß einer Heiligen wie dir eigentlich gefallen muß.«
»Ich will es nicht sehen!«
Sie hatte hart gesprochen, mußte auch mein Lächeln sehen, das wissend meine Lippen umgab.
Wahrscheinlich hatte sie längst in mir den Feind erkannt, und das

mußte auch so sein. Wir standen auf verschiedenen Seiten, obwohl sie ihr Weg immer wieder in diese seltsame Kapelle führte.

»Du fürchtest dich, Elenor.«

»Ich kenne keine Furcht.«

»Auf wen vertraust du?«

»Auf mich.«

»Nicht auf Franziska?«

Damit hatte ich einen Namen in die Diskussion geworfen, der sie erschreckte, denn die junge Wunderheilerin zuckte zusammen. Das Gesicht verlor noch mehr an Farbe. Sie zitterte, sie schaute sich um, blickte auch hoch zum Haus und schnell wieder zu Boden.

»Ich kenne sie.«

»Woher?«

»Man hat mir von ihr berichtet. Sie ist eine Nonne gewesen, nicht wahr? Eine bekannte Frau…«

»Ja, das war sie.«

»Und sie hat - ebenso wie du - Kranke geheilt. Hat man ihr nicht Wunderkräfte nachgesagt?« Die letzte Frage beruhte zwar auf einer Spekulation, aber ich hatte ins Schwarze getroffen.

»Ja, sie war einfach wunderbar.«

»Wem diente sie?«

»Sich selbst, den anderen. Die Priorin eines Klosters hat sie in die Welt geschickt. In den Wirren der Reformationszeit hat sie gewirkt, sogar dann noch, als Heinrich VII den anglikanischen Glauben ausrief und daraus eine Staatsreligion machen wollte. Sie hat sich nicht unterkriegen lassen, und die Menschen waren so dankbar, daß sie ihr sogar eine Kapelle errichteten.«

»Bis die Nonne auf dem Scheiterhaufen endete.«

Der Satz hatte sie geschockt. Sie stieß ein Knurren aus. Meine Bemerkung hatte in der düsteren Vergangenheit herumgerührt, und daran wollte sie nicht erinnert werden. Aber ich blieb am Ball und setzte nach. »Warum hat man sie den Flammen überlassen? Weshalb schloß man sie aus? Warum verbrannte sie zu einem schmutzigen Klumpen?«

»Weil die Menschen dumm waren!«

»Tatsächlich nur dumm? Oder war es nicht so, daß sie endlich erwacht sind? Daß sie gemerkt hatten, was mit dieser Nonne wirklich los war. Daß sie auf der anderen Seite stand und möglicherweise nicht dem Herrgott, sondern dessen Widerpart, Satan, diente? Ist es nicht so gewesen? Hat sie die Menschen nicht erst in Sicherheit gewiegt? Hat sie nicht die Männer verführt, sie zu Orgien getrieben, sie an sich gefesselt, dann satanische Heilungen vorgenommen, um ihr eigentliches Ziel damit zu übertünchen? Ist es nicht so gewesen?«

Ich wartete auf eine Antwort und wurde nicht enttäuscht. Elenor

hatte den Kopf gesenkt, sie schaute zu Boden, und aus ihrem Mund drang ein tiefes Knurren, das auch dann noch blieb, als sie mir eine Antwort gab, deren Worte durch dieses Geräusch untermalt wurden. »Sie ist etwas Besonderes gewesen, man hat sie nicht töten können. Irgendwo lebt sie weiter, verstehst du? Keiner kann sie vernichten. Sie wird die Ewigkeiten überdauern. Sie hat sich die Kapelle als Heimat ausgesucht, und dort ist sie auch noch zu finden.«

Elenor Hopkins hatte leise gesprochen. Kein anderer sollte ihre Worte hören, sie waren einzig und allein für mich bestimmt, und damit hatte sie auch meine letzten Zweifel beseitigt.

Hinzu kam noch etwas: Das Mädchen ›heilte‹ nicht aus eigener Kraft. Es war jemand da, der sie führte. Ich ging davon aus, daß es der Geist dieser abtrünnigen Nonne gewesen ist.

»Du gehst den falschen Weg, Kind. Du gehst den völlig falschen. Du hast dich da in etwas verrannt, dem ich nicht zustimmen kann. Es tut mir leid für dich.«

»Nein, *dir* muß es leid tun!« flüsterte sie rauh. Gelblicher Speichel verließ dabei ihren Mund und klebte auf den Lippen fest. »Dir allein muß es leid tun.«

»Warum?«

»Weil du zweifelst. Weil du nicht an mich und auch nicht an sie glaubst. Das ist dein Fehler…«

»Nein, kein Fehler. Ich bin gekommen, um euch das Handwerk zu legen, und ich habe dir ein ›Geschenk‹ mitgebracht.« Dabei dachte ich natürlich an mein Kreuz, das ihren Blicken noch verborgen war.

Es steckte noch unter der Kleidung. Als ich den rechten Arm bewegte, um nach der Kette zu fassen, da sprang der Funke über. Plötzlich spürte das Mädchen, daß sich eine Gefahr zusammenbrauen würde. Elenor schrie auf. Es war ein spitzer, ein greller Schrei, der auch die Menschen in der Nähe mobilisierte.

»Was macht er mit dem Kind?« rief eine Frau.

Der Schrei war verebbt.

Böses Lachen drang mir entgegen. Für einen Moment veränderte sich ihr Gesicht. Es wurde noch dunkler, die Augen starrten mich intensiver an. Sie waren mit einer Boshaftigkeit gefüllt, die mich erschreckte und mich mitten ins Herz traf. Das war kein Blick von ihr, das war einfach ein Gefühl, das nicht zu ihr paßte, sondern seine Wurzeln weit in der Vergangenheit hatte.

Aus diesem Blick ›sprach‹ die teuflische Nonne!

Dann rannte sie weg.

Ich hatte das Kreuz noch nicht hervorholen können, ich konnte sie auch nicht verfolgen, denn plötzlich stand ich nicht mehr allein. Die Masse Mensch hatte sich in Bewegung gesetzt und mich praktisch eingekesselt. Es glich schon einem Wunder, daß ich noch auf den

Beinen stand und nicht überrannt worden war.

Die ersten Hände griffen zu. Ich hatte es nicht mehr geschafft zu fliehen. Ein kräftiger Mann hielt mich gepackt und drehte mir den Hemdstoff dicht unter der Kehle zusammen.

»Was hast du getan? Was hast du ihr angetan, du Hund?«

»Lassen Sie mich los!«

»Nein!« schrie er und stieß mich zurück. Ich fiel nicht zu Boden, weil andere da waren, die mich abfingen. Sie gehörten nicht zu meinen Freunden. Sie packten zu, aber dabei blieb es nicht. Erste Faustschläge prasselten auf mich nieder. Ich lag plötzlich auf dem Boden, drehte mich zur Seite und bekam eine Heidenangst davor, hier im Garten gelyncht zu werden.

Ich hatte die Menschen aus ihren Illusionen gerissen. Sie selbst waren. Zeugen der Heilungen geworden, und nun kam ich und nahm ihnen ihren Glauben.

Das konnte sie nicht verkraften. Deshalb reagierten sie auch so, denn ich war derjenige, an dem sie ihre Enttäuschung auslassen konnten. Wenn es zu keinen weiteren Heilungen mehr kam, trug ich daran die Schuld, weil ich das Gebäude hatte zusammenbrechen lassen.

Wer weiß, wie die Sache ausgegangen wäre, hätte es nicht einige mutige Polizisten gegeben.

Die bahnten sich einen Weg, setzte dabei ihre Knüppel ein und schafften es, den Mob von mir zu entfernen.

Ich lag noch immer auf dem Bauch. Meinen Kopf hatte ich durch die Arme geschützt, und es gab einige Stellen an meinem Körper, die mir weh taten.

»Es ist okay, Mister, es ist okay.« Die fremde Stimme flößte mir Vertrauen ein. Ziemlich angeschlagen kam ich auf die Beine, stand dort schwankend und konzentrierte mich auf den Druck im Nacken. Dort hatte es mich einige Male erwischt.

Der Konstabler vor mir hätte auch in einem Film mitspielen können. Er war das Vertrauen in Person. Groß, wuchtig, dabei ziemlich dick und mit einem Gesicht, in dem der gewaltige Schnauzbart auffiel. Der Konstabler musterte mich von oben bis unten. »Sind Sie okay, Mister?«

»Ich hoffe es«, erwiderte ich grinsend und klopfte mir den Schmutz von der Kleidung. »Vielen Dank, übrigens. Wenn Sie und Ihre Kollegen nicht gewesen wären, hätte es böse für mich ausgehen können.«

»Das bestimmt, Mister.« Er schaute sich um. »Sie haben aber auch selbst Schuld daran. Sie haben den Menschen hier die Illusionen und den Glauben genommen.« Er schüttelte den Kopf. »Das war nicht gut.«

Ich lächelte knapp. »Aus Ihrer Situation haben Sie recht, Konstabler. Ich sehe die Dinge anders.«

»Wieso denn?« Er schaute mich an, als hielte er mich für einen Geistesgestörten.

»Können Sie sich vorstellen, daß ich es bewußt getan habe? Daß ich nur wegen dem Mädchen gekommen bin?«

»Ja, natürlich, aber eben anders.«

»Richtig. Ich will Elenor Hopkins stoppen.«

Er verstand nur Bahnhof, schüttelte den Kopf. Bevor er noch eine Frage stellte, zeigte ich ihm meinen Ausweis, was ihn noch mehr überraschte. »Ein Kollege sind Sie, Sir? Dazu noch von Scotland Yard…«

Ein hartes Lachen unterbrach ihn. Einer der Reporter hatte sich herangeschlichen. »Na, Sinclair, was auf die Nuß gekriegt?«

»Schafft ihn weg!« rief der Konstabler seinen Kollegen zu.

Das war nicht mehr nötig, denn der Mann verschwand von allein. »Sie scheinen ja bekannt zu sein«, bemerkte mein Retter.

»Es hält sich in Grenzen.«

»Geht mich auch nichts an. Mich würde nur interessieren, was Sie gegen Elenor haben?«

»Das kann ich Ihnen sagen. Ich traue ihr einfach nicht. Sie ist nicht das, was sie vorgibt zu sein.«

Der Konstabler schürzte die Lippen. »Mit der Meinung stehen Sie aber ziemlich allein.«

»Das stimmt.«

»Haben Sie denn nicht gesehen, wie sie die Heilungen durchführte? Ich wollte es ja auch nicht glauben. Was meinen Sie, wie mich dieser Betrieb hier nervt. Aber ich habe es dann mit eigenen Augen gesehen. Sie hat doch geheilt.«

»Stimmt.«

»Und trotzdem sind Sie gegen Elenor!«

»Ja. Es ist auch schwer, dies einem Außenstehenden klarzumachen. Trotzdem müssen Sie mir glauben, Kollege. Nicht alles, was Sie sehen, dürfen Sie auch kritiklos hinnehmen.«

»Da steckt mehr dahinter - wie?«

»Vielmehr.«

»Hat es Sinn, Mr. Sinclair, wenn ich Sie nach den Gründen frage?«

»Nein, Konstabler, es hat keinen Sinn. Nehmen Sie das bitte nicht persönlich. Das Thema ist sehr komplex.«

Er nickte. »Das dachte ich mir schon. Auch mich hat die Kleine nicht überzeugt. Ich lebe lange genug hier, um zu wissen, was mit ihr los ist. Nicht grundlos ist sie immer wieder zu dieser kleinen Kapelle gegangen, die praktisch von den anderen Menschen abgelehnt wird. Nur sie ging immer wieder hin. Ich hörte, daß sie täglich Stunden dort verweilte.«

»Warum mieden die anderen die Kapeile?«

»Jetzt werde ich Ihnen einen komischen Grund dafür nennen.«

»Bitte.«

»Wir fühlten uns nicht wohl. Wir sind eine katholische Enklave hier im Gebiet, wir haben eine andere Kirche, aber in die Kapelle wollte niemand mehr hinein. Hin und wieder haben sich einige Touristen dorthin verirrt, Fremde, die sich wunderten, daß die kleine Kirche so abseits gebaut war. Wenn sie mit denen geredet haben, Mr. Sinclair, dann haben Sie die gleichen Antworten erhalten. Die Menschen waren unangenehm berührt, sie fröstelten sogar, und sie haben auf Nachfragen immer wieder erklärt, daß ihnen etwas fehlen würde. Diese Kapelle hat sie nicht angezogen, sondern abgestoßen. Eine Frau hat mal davon gesprochen, daß etwas Unsichtbares und trotzdem Schleimiges und Böses zwischen den Mauern in den tiefen Schatten lauern würde. Wie gesagt, so denken wir, so dachten auch die Fremden, nur eben Elenor nicht. Sie war die große Ausnahme, und sie ist immer wieder hingegangen.«

»Hat sie sich denn verändert?«

Der Polizist hob die Arme und ließ sie wieder fallen. »Das dürfen Sie mich nicht fragen, denn so gut kenne ich sie nicht. Es wird am besten sein, wenn Sie sich an ihre Eltern wenden, was heute und in den nächsten Tagen nicht möglich sein wird, weil die Hopkins verreist sind. Sie wollten dem Rummel entgehen, denke ich.«

»Wie standen sie zu ihrer Tochter?«

Der Konstabler strich über seinen Schnauzbart. »Das ist schwer zu sagen, Sir. Wenn Sie mich danach fragen, wie sie zu den heilenden Kräften standen, kann ich Ihnen nichts sagen. Beide haben sehr wenig darüber gesprochen, Sir.«

»Danke.«

»Was wollen Sie denn tun?«

»Leider ist das Mädchen verschwunden.«

Er lächelte hintersinnig. »Ich könnte mir auch vorstellen, wohin sie gegangen ist.«

»Ja, zur Kapelle.«

»Eben.« Er fühlte sich etwas unwohl. »Ich will mich nicht aufdrängen«, sagte er leise. »Aber wenn Sie wollen, dann begleite ich Sie, Mr. Sinclair.«

»Das ist nicht nötig. Ich bin nicht allein gekommen. Aber Sie haben recht. Wir werden der Kapelle einen Besuch abstatten. Nach der Rückkehr reden wir wieder.«

Sein Gesicht zeigte Besorgnis. »Seien Sie trotzdem vorsichtig, Sir. Man weiß ja nicht, was dort lauert.«

»Klar. Und danke für die Rettung.«

Er straffte sich. »Das gehört eben zu meinen Pflichten.«

Ich schlug ihm auf die Schulter und ging auf das Haus zu. Die Menschen hatten sich zwar zurückgezogen, sie waren aber nicht verschwunden, sondern standen auf den Gehsteigen und der Straße

am Rand des Grundstücks. Böse schauten sie mich an. Fäuste wurden drohend gereckt. Die waren in der Stimmung, um Steine zu werfen, und mir kamen schreckliche Bilder in den Sinn, die über unsere Mattscheiben geflimmert waren, als man über die Ausschreitungen gegen Ausländer in Germany berichtet hatte.

Das hatte mich tief getroffen. So etwas gab es leider auch bei uns. Ich konnte einfach nicht nachvollziehen, was in den Köpfen dieser verblendeten Jugendlichen vorging. Als wäre Europa nicht schon einmal durch diese und ähnliche Bestien in ein tödliches Chaos gestürzt worden.

Ich wischte die bedrückenden Gedanken fort und blieb an der Hauswand stehen. Der Schmutz an meiner Kleidung war inzwischen getrocknet. Ich wischte ihn so gut wie möglich ab und klopfte auch einige Male auf den Stoff. Zeit, um mich umzuziehen, hatte ich nicht. Ich wollte auch zu Suko und Jane.

Erst jetzt fiel mir auf, daß ich beide noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Das wiederum wunderte mich. Wer am Fenster stand, hätte sehen müssen, was sich im Garten abspielte. Warum hatten sie nicht eingegriffen und sich bisher nicht sehen lassen?

Das war schon komisch.

Ich ging an der Seite entlang, um den Eingang zu erreichen. Der Wind blies mir ins Gesicht. Er war kälter geworden. Auch hatte sich die Sonne wieder hinter den grauen Wolkenbergen versteckt. Es schien, als hätte sie wegen Elenor Abschied genommen.

Als ich meinen rechten Fuß auf die erste Treppenstufe gesetzt hatte, wurde die Tür von innen aufgezogen. Suko stand auf der Schwelle. Mit einer Hand stützte er sich am Rahmen ab.

Ich sah sofort, daß etwas passiert war. Er machte den Eindruck, als wäre er nicht ganz in der Welt.

Blitzschnell war ich bei ihm und drängte ihn zurück in das Haus.

Dort setzte er sich nieder. Jetzt sah ich auch die Platzwunde an seinem Hinterkopf und das getrocknete Blut.

»Jane?« fragte ich.

»Wer sonst? Sie hat mich reingelegt, John. Sie hat es verdammt geschafft.«

»Und?«

»Nichts und!« sagte Suko wütend. »Jetzt ist sie weg. Verschwunden, ist zu ihr gegangen. Du kannst dir nicht vorstellen, welch eine Veränderung sie durchgemacht hat. Das ist eine völlig fremde Person geworden. Jane steht voll und ganz auf der Seite des Mädchens. Sie ist der kleinen Hopkins hörig.«

»Das vermute ich ebenfalls.«

Suko preßte seine Hände gegen den Kopf. »Ich bin erst vor zwei Minuten wieder zu mir gekommen. Beim Gehen über die Treppe hatte

ich das Gefühl, einen Sturm zu erleben. Ich will trotzdem nicht klagen, es hätte schlimmer kommen können. Jedenfalls müssen wir Jane unbedingt finden, John, bevor sie noch mehr Schaden nehmen kann. Hol dir das Mädchen, frage es und…«

»Das wird nicht gehen, Alter, weil Elenor verschwunden ist.«

»Was? Weg?«

»Leider.«

»Warum?«

»Sie hatte zu viele Helfer.«

»Verstehe, John. Du hast versucht, sie zu stellen.«

»So ist es.«

Suko lachte bitter. »Weißt du, ich habe ja nicht viel von ihr mitbekommen, aber hat sie tatsächlich heilen können?«

Ich nickte. »Sogar zweimal. Eine gelähmte Frau und ein Kind. Es war kaum zu fassen.«

Suko starrte auf die Wand. »Und wie hat sie das geschafft, zum Teufel?«

»Hast du Teufel gesagt? Klar, der Teufel muß sie geleitet haben. Oder es war die Nonne, vielmehr ihr Geist. Ich habe mittlerweile erfahren, wer vor einigen Hundert Jahren hier gehaust hat. Diese Nonne Franziska muß ein Spielball des Teufels gewesen sein. Sie hat sich ihm hingegeben und…«

»Eine Hexe?« unterbrach Suko mich.

»Da bin ich mir nicht sicher. Ich weiß es nicht. Man hat sie jedenfalls verbrannt wie eine Hexe.«

»Das kennen wir ja.«

»Leider.«

»Kaum der Fluch?«

»Keine Ahnung. Jedenfalls gehe ich davon aus, daß ihr Geist überlebt hat, weil er unwahrscheinlich stark gewesen ist. Stärker jedenfalls als der der meisten Menschen.« Ich hob die Schultern. »Du weißt also, auf wen oder mit wem wir uns einlassen.«

»Klar doch.« Suko streckte mir von der Seite her seine Hand entgegen. »Tu mir den Gefallen und hilf mir mal wieder auf die Beine, John.«

Ich zog ihn hoch.

Als er stand, schwankte er leicht und mußte sich an der Wand abstützen. Doch Suko war hart im Nehmen. Er biß die Zähne zusammen. »Wie weit, sagtest du, ist es von hier bis zur Kapelle?«

»Ich sagte gar nichts, doch ich schätze, daß es drei Meilen sind.«

»Dann wollen wir keine Zeit verlieren. Der Vorsprung der beiden ist sowieso schon groß genug. Was es noch zu bereden gibt, machen wir auf der Fahrt.«

Ich stimmte meinem Freund zu. Die großen Sorgen aber galten weder

ihm noch mir, sondern unserer Freundin Jane Collins. Hoffentlich war sie noch nicht zu tief in diesem unheimlichen Fall verwickelt…

***

Der Hort des Bösen zog sie an!

Jane Collins spürte dies genau, und sie beeilte sich auch, so rasch wie möglich dorthin zu gelangen.

Sie lief nicht, sie rannte und ihr kam es vor, als würde sie von finsteren Dämonen begleitet, die ihre unsichtbaren Peitschen schwangen und auf sie einschlugen.

Als sie an einem einsam stehenden und menschenleer wirkenden Gehöft vorbeikam, stoppte sie. Das heißt, sie wollte es, aber die Beine liefen wie von allein weiter, und Jane stolperte vor, bis sie den Erdhügel übersah. Mit dem rechten Fuß stieß sie dagegen. Sie verlor das Gleichgewicht und fiel zu Boden.

Im feuchten Gras blieb sie liegen. Jane schnappte nach Luft. Sie hatte sich überanstrengt. Übelkeit wallte in ihr hoch, und sie stand dicht davor, sich zu übergeben.

Zwar hatte die Detektivin den Kopf etwas angehoben, die Umgebung verschwamm trotzdem vor ihren Blicken und verwandelte sich in eine einzige Soße.

Minutenlang blieb die Detektivin liegen. Die Erschöpfung verschwand, das Zittern aber blieb.

Trotz ihres Zustands hatte sie das eigentliche Ziel nicht aus dem Gedächtnis verbannt. Sie mußte zur Kapelle gelangen, denn nur dort konnte sie Schutz finden. Die Kapelle war jetzt zu ihrer neuen Heimat geworden, denn in der kleinen Kirche stand die schwarze Madonna.

Sie war ihr nächstes Ziel. Jane mußte sie einfach sehen und deren Kraft spüren.

Noch immer sehr taumelig stemmte sie sich hoch. Schwankend blieb sie stehen. Ihr Wahrnehmungsvermögen war nicht mehr getrübt. Sie konnte die Umgebung klar und deutlich erkennen.

Und sie sah das Gehöft. Nicht einmal einen Steinwurf weit stand es von ihr entfernt. Ein Feldweg führte darauf zu. Obwohl es bewohnt war, machte es einen verlassenen Eindruck. Sicherlich waren die Menschen in die Stadt gegangen, um den Wundern einer Elenor Hopkins zuzuschauen.

Das Fahrrad hatten sie vergessen.

Es lehnte dicht neben der Eingangstür an der Wand und gehörte nicht zu den modernen Rädern, sondern sah ziemlich verrostet aus. Es hatte bestimmt mehr als zehn Jahre auf den Reifen.

Daneben blieb Jane stehen. Sie konnte auch durch ein Fenster schauen. Im Innern des Hauses bewegte sich nichts, und Jane betrachtete das Rad. Es war nicht abgeschlossen.

Jane konfiszierte das Rad. Es würde ihr den Weg zur Kapelle sehr erleichtern.

Jane blieb auf einem schmalen Feldweg. Sie hätte auch über die Straße fahren können, doch sie wollte jegliche Begegnungen vermeiden. Zudem führte der Feldweg auch direkt zum Ziel, denn er lief parallel zur Straße entlang.

Es war wieder kühler geworden. Der Wind hatte aufgefrischt. Er wehte in Janes Gesicht und drückte ihre Haare nach hinten. Bei jedem harten Tritt in die Pedale quietschte der Rahmen des Rades, als wollte er gegen die Belastung protestieren.

Die Detektivin schaukelte über Buckel hinweg. Der Sattel war alles andere als bequem, doch das nahm sie gern in Kauf. Radfahren war nicht so anstrengend wie das hastige Laufen, auch wenn sie keuchte und sich über die Anhöhen quälen mußte.

Aber sie packte es.

Als sie auf einer verhältnismäßig geraden Strecke weiterfuhr, sah sie zum erstenmal ihr Ziel.

Die Kapelle stand da, als hätte sie nur auf sie gewartet. Sie sah noch kleiner aus als normal, das mochte damit zu tun haben, daß der Weg vom Niveau her tiefer lag als der Bau selbst. Es würde sich ändern, wenn er wieder leicht anstieg und vor der Kapelle auslief.

Auch der schmale Turm war gut zu erkennen. Er streckte sich in die Höhe wie der verbrannte Finger einer Riesenhexe, denn er sah ziemlich schmal aus.

Wolken zogen über den Himmel. Lange, düstere Schleier, vom Wind getrieben, so daß sie sich immer mehr zusammenballten und größere Flächen einnahmen. Es war kälter geworden. Das Gras bewegte sich in eine Richtung, als wollte es sich vor den Kräften der Natur verneigen.

Jane trampelte und besah sich das Mauerwerk. Sie hatte es nurmehr bei strömenden Regen in Erinnerung.

Es machte auf sie einen düsteren Eindruck. Nicht einmal vom Mauerwerk her, das zwar ziemlich hell, dennoch schien sich in den alten Steinen etwas Unheimliches gehalten zu haben, das mehr zu spüren, als mit den Augen zu sehen war.

Jane Collins fürchtete sich nicht davor. Sie wußte ja, weshalb sie das Ziel anfuhr, und niemand war mehr da, der es ihr streitig machen würde. Nur noch wenige Yards, dann hatte sie es hinter sich. Sie rutschte vom Sattel und stemmte sich stehend in die Pedale. Eine kleine Anhöhe mußte überwunden werden. Vom letzten Regen war der Boden noch feucht und ziemlich weich. Es kostete sie Kraft, ihn zu überwinden, sie atmete heftig und schwankte mit dem Rad hin und her.

Sträucher griffen mit ihren starren Armen nach dem Rad und wollten sich in die Speichen stemmen, aber Jane gab nicht auf. Sie kam durch,

der Anblick der Kapelle hatte Jane wieder beflügelt, und als das Rad plötzlich noch einmal Fahrt bekam, jubelte sie auf, denn sie hatte die Anhöhe überwunden.

Jane setzte den Rücktritt ein. Das Rad rutschte noch etwas und stand dann. Jane schwang sich aus dem Sattel. Sie schleuderte ihr Fahrzeug zur Seite und ließ es liegen.

Die Kapelle zählte, mehr nicht.

Und wieder ging sie auf die Tür zu. Zum zweitenmal, aber diesmal mit anderen Gefühlen, und es stand auch keine Elenor Hopkins in der offenen Tür, um sie zu erwarten.

Jane lächelte. Ihre Augen glänzten, als hätte ihr jemand eine Freude bereitet. Innerlich fühlte sie sich mit dem Bauwerk verbunden, und eben dieses unsichtbare Band machte sie stark. Keiner würde sie daran hindern, das Gebäude zu betreten.

Es war still um sie herum, abgesehen von einem leichten Säuseln des Windes, als hätte sich dieser mit zahlreichen Geisterstimmen aufgefüllt. Das alte Mauerwerk strömte einen feuchten Geruch aus.

Er störte Jane Collins nicht. Sie genoß die Nähe der Kapelle, deshalb streckte sie die Hände aus und berührte das Mauerwerk. Sie streichelte darüber hinweg wie über die Haut eines Menschen, und schon jetzt spürte sie das Besondere dieser Kapelle.

Etwas kroch in ihre Finger hinein, ließ die Spitzen vibrieren, als hätte sie auf einer Weide einen Elektrozaun angefaßt.

Jane lächelte.

Freude überkam sie, als sie dieses Kribbeln spürte. Dann drehte sie sich zur Seite, um auf den schmalen Eingang der Kapelle zuzugehen. Er war durch eine schwere Holztür gesichert worden.

Jane wußte, daß es Mühe kostete, sie aufzuziehen, aber das nahm sie gern in Kauf, um bei der Kraft zu sein, die auch Elenor geleitet hatte.

Jane wußte zudem, daß sie nicht lange allein bleiben würde. Sehr bald schon würde Elenor hier erscheinen, um mit ihr zusammen all die Wunder zu genießen, die ihnen die Kapelle bot.

Die alte Tür ächzte in den Angeln, als sie von Jane aufgezogen wurde. Und diese ›Musik‹ war es auch, die ihre nächsten Schritte begleitete.

Sie betrat die Düsternis.

Zuerst hatte sie den Eindruck, in einen Tunnel zu gehen und nicht in eine Kapelle, denn im Innern war es sehr dunkel. Zwar gab es die Fenster, die aber lagen hoch, waren zudem im Verhältnis zur Kapelle ziemlich klein und ließen kaum Licht herein.

Jane hörte das schnackende Geräusch.

Die Tür war zu.

Das letzte Echo verklang.

Stille umgab sie.

Jane blieb stehen, das eisige Frösteln lag auf ihrer Haut wie ein Schimmer. Sie schaute sich nicht um, sondern sah zunächst nach vorn. Vor ihr zeichnete sich das alte Gestühl ab, geteilt durch einen schmalen Gang in der Mitte.

Nur wenige Personen hatten in den Sitzreihen Platz gefunden.

Jenseits davon stand der Altar. Eine schlichte Platte, mehr nicht. Nichts - war zu sehen von irgendwelchen christlichen Symbolen. Das alles war verschwunden, das gehörte nicht mehr in die Kapelle.

Nur noch sie war da.

Die Herrscherin, die Königin. Früher hatte sie auf den Namen Franziska gehört. Eine Nonne war sie gewesen, aber eine besondere. Sie hatte sich nichts vormachen lassen und der Welt bewiesen, daß zwischen Tag und Nacht noch andere Dinge existierten, die nur erst geweckt werden mußten, um sie den Menschen näherzubringen.

Magie, Astrologie, die Zauberkünste der Alchimisten. Das alles gehörte zusammen und wurde als Teufelswerk angesehen, doch es war wichtig und wertvoll.

Jane Collins horchte in die Kirche hinein. Ihr war längst klar, daß sie sich an einem besonderen Ort befand, und sie spürte jetzt, wie sich das andere gegen sie drängte. Es war einfach da, es hielt alles umklammert. Es war ein Zeichen und gleichzeitig ein Beweis für die Fakten der Vergangenheit.

Schon bei ihrem ersten Besuch hatte Jane die Kälte oder geistige Leere innerhalb der Kirchenmauern gespürt. Da fröstelte die Seele, zog sich zusammen und stellte sich auf Abwehr ein.

Zumindest bei einem Menschen, der normal dachte. Jane zählte sich nicht mehr dazu. Seit der Rettung vor dem Feuer hatte sie eingesehen, daß sie einen anderen Weg beschreiten mußte. Er führte zu dem Mädchen mit den wundersamen Kräften, aber Elenor war nur eine Station auf dem weiteren Weg, der letztendlich dort endete, wo alles begonnen hatte, bei der Nonne Franziska.

Damit war der Kreis wieder geschlossen. Jane war klar, daß sich in dieser Kapelle die Vergangenheit und die Gegenwart trafen, um für die Zukunft einen Pakt zu schließen, wobei sie sich im Zentrum des Pakts befand.

Noch etwas anderes war mit ihr passiert. Seit dem Eintreten in die Kapelle war sie in einen inneren Aufruhr geraten. Sie bemerkte genau, daß etwas mit ihr geschah und ungewöhnliche Kräfte frei wurden. Sie fühlte sich so gut, die Erschöpfung vom Laufen war verflogen. Sie konnte plötzlich wieder wer sein, und sie fühlte sich gleichzeitig anderen überlegen.

Jane war noch nicht zu tief in die neue Welt verstrickt, um die alte vergessen zu können. Sie erinnerte sich sehr wohl daran, daß sie schon gewisse Lebensabschnitte hinter sich hatte. Sie war einmal eine

Hexe gewesen, hatte dem Teufel gedient, sich aber von ihm abgewendet und zählte sich nun zu seinen Feinden.

Die alten Hexenkräfte waren nicht ganz verschwunden. Sie hatten nun den magischen Push bekommen, und nur deshalb fühlte sich Jane so gut und innerlich stark.

Die alte Verbundenheit war wieder da.

Aber mit wem?

Jane lächelte, als sie an die Nonne dachte. Franziska…

Zuerst dachte sie den Namen nur, dann sprach sie ihn flüsternd aus und das ungewöhnliche Echo in der Kapelle sorgte für eine zischende Wiederholung.

Nur eine Antwort bekam sie nicht.

Der Geist der Nonne blieb stumm, als sei er nicht mehr vorhanden. Dabei war er da, das wußte sie genau. Er mußte sich irgendwo verborgen halten. Tief versteckt in den Mauern der Kirche. Vielleicht auch in den alten Holzbänken oder er konzentrierte sich an einem bestimmten Ort.

Genau in der Mitte zwischen den beiden ersten Bankreihen blieb Jane Collins stehen. Wenn sie nach vorn schaute, schimmerte die Altarplatte durch die grauliche Finsternis.

Um sie brauchte sich die einsame Besucherin nicht zu kümmern. Es gab wichtigere Dinge.

Jane drehte sich nach rechts. Vor ihr lag jetzt die Westseite der kleinen Kirche. Die Fenster im Mauerwerk wirkten wie Einschnitte. Das alte Glas hatte die Zeiten überstanden, als wollte es das unheimliche Geheimnis im Innern schützen.

Jane wußte genau, daß es sich an dieser Seite befand. Es war das große Rätsel, aber zugleich die Auflösung. Es stand in einer Wandnische verborgen. Es war nicht groß, aber wichtig.

Es war die schwarze Madonna!

Nicht die Maria, die Tochter der Anna und die Mutter des Heilands, nein, es war die Statue einer anderen Person, die man mal für heilig gehalten hatte, bevor sie auf dem Scheiterhaufen verkohlte, ähnlich wie die Jungfrau von Orleans.

Es war die Nonne!

Jane sah sie wegen der Dunkelheit noch nicht, aber sie spürte die Ausstrahlung, die sie wie ein kalter Hauch erwischte, der durch nichts zu stoppen war.

In der Lücke war die Kraft aus dem Jenseits konzentriert. Jane atmete tief durch.

Bevor sie auf die Nische zuging, mußte sie Luft holen. Es war einfach zu neu für sie, zu anders, auch wenn sie sich davor nicht fürchtete. Allmählich beruhigte sich die Detektivin. Die Stille in der Kapelle trug dazu bei. Eine innere Stimme redete ihr zu, daß ihr nichts passieren

konnte. Alles würde gutgehen, sie durfte die schwarze Madonna nicht als einen Feind ansehen.

Über die Bank strich sie mit der Hand hinweg, als sie sich endgültig auf das Ziel zubewegte. Dabei ging sie sehr vorsichtig. Ihre rechte Hand hatte sie bereits in die Jackentasche gesteckt, wo die Finger den Stab der kleinen Lampe umschlossen.

Mit einem letzten Schritt erreichte Jane die Position, die sie auch hatte haben wollen. Jetzt stand sie direkt vor der Nische und starrte hinein.

Unzählige Spinnen hatten im Laufe der Jahrhunderte dort ihr Netzwerk errichtet. Wer genauer hinschaute, der entdeckte in der dunklen Nische die Figur.

Nicht unbedingt groß, vielleicht erreichte sie die Länge eines Männerarms. Sicherlich war sie schwer, denn sie bestand aus dunklem Gestein.

Jane kannte sie ja. Sie wußte auch, daß die Madonna kein Gesicht hatte, nur eine schwarze Fläche, umrahmt von der Kapuze aus Stein.

Jane holte die Lampe hervor.

Sie wollte sich nicht nur auf Ahnungen verlassen. Sie mußte einfach schauen, was sich in der Nische abspielte, denn sie hatte das Gefühl, als hätte sich etwas verändert.

Da nahm jemand zu ihr Kontakt auf. Sie spürte etwas Fremdes, das sich durch ihren Geist bewegte, das ihr aber gleichzeitig vertraut war.

Eine Stimme?

Schon, aber keine sehr laute. Mehr ein Wispern. Danach Worte, die leicht hämisch klangen.

Da wußte Jane Collins, wer mit ihr Kontakt aufgenommen hatte. Es war Elenor gewesen. Auf sie kam es an, sie stellte die Verbindung zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart her.

»Das ist nett…«

Wieder die Stimme. Diesmal aber erschrak Jane Collins. Sie glaubte, daß ihr jemand etwas Glühendes durch den Körper gebohrt hatte. Diesmal waren die Worte nicht in ihrem Kopf aufgeklungen, sie hatte sie tatsächlich normal gehört.

Aber Elenor war nicht hier.

Etwas zwang Jane, die Hand aus der Tasche zu ziehen. Natürlich mit der schmalen Taschenlampe, und die schaltete sie ein. Der Strahl tastete das dichte Spinnennetz ab und brachte die hauchdünnen Fäden zum Glänzen.

Jane Collins hob den Arm, und der Lichtkegel wanderte mit. Er traf die finstere Figur in der Mitte, schwebte höher und erreichte das Gesicht der Figur.

Nun war es Jane, die einen Schrei ausstieß.

Sie war völlig überrascht, denn die Madonna hatte ein Gesicht.

Es war das der Elenor Hopkins!

***

Bösartigkeit, Heimtücke, Haß und Mordlust - all diese schlimmen Eigenschaften in den jetzt nicht mehr starren, sondern aufgeweichten Zügen. Es war abartig, und Jane fragte sich, weshalb sie dermaßen erschrak. Es war wohl mehr das Erschrecken vor dem eigenen Wissen, denn sie interpretierte noch etwas in den schlimmen Gesichtsausdruck hinein. Die böse Seite der Menschheit wurde ihr hier präsentiert, das absolut Schlimme. Da waren verschiedene Faktoren zusammengekommen und vereinigten sich in dem Gesicht der Madonna.

Das war keine Heilige, das war die Sünde. Die Inkarnation des Bösen, die in der Nonne gesteckt hatte, war gleichzeitig zu einer Reinkarnation geworden, die in diesem Fall den Namen Elenor trug.

Jane war gleichzeitig auch fasziniert. Ihre Gedanken jagten, ohne zu einem Ergebnis zu gelangen.

Sie spürte die ungeheure Macht des Doppelwesens, und das genau war die Kraft, die die andere, die eigentliche, aus der Kirche vertrieben hatte.

Sie herrschte. Von ihr strömte sie aus und drehte sich in jede Bank, in jeden Stein. Diese Kraft hatte die Kapelle übernommen. Es war das Grausame, das Böse.

Die Besucherin ahnte, daß sie es nicht schaffen würde, sich von dieser Macht zu befreien. Sie gehörte dazu, auch sie war stark geworden, aber nicht so stark wie die Madonna, dessen Lippen jetzt ein schiefes Grinsen zeigten.

Die Augen hatten dieselbe Farbe wie die des Mädchens. Jane konnte sich dem Einfluß nicht entziehen. In der Nische befand sich die Zentrale. Von dort wurde das Grauen gelenkt, und für Jane war die Figur auch keine Figur mehr geblieben, sondern zu einer anderen, möglicherweise lebenden Person geworden.

Das stimmte.

Wieviel Zeit vergangen war, konnte Jane nicht sagen, aber die Madonna erfuhr eine Veränderung.

Woher das blaue Licht kam, wußte sie nicht. Es war einfach da, und es füllte die Nische aus. Es war nicht das Licht eines Sommerhimmels, sondern dunkler, wenn auch sehr klar, damit keine Einzelheiten verlorengingen.

Erst jetzt wurde der Detektivin klar, von welchen kleinen Monstren die Person umgeben war. Zwergenhafte, geduckt hockende Gestalten mit großen Köpfen und breiten Mäulern. Mit dem Gestein verwachsen, aber einem roten Funkeln in den Augen, das Jane wie eine Botschaft annahm. Diese Wesen waren die Diener, sie waren grausam, sie hatten

die Mäuler geöffnet, als wollten sie die Beute, die sich in ihre Nähe wagte, verschlingen.

Ein Kratzen!

Jane erschreckte dieses Geräusch.

Sie schaute sich um, weil sie damit gerechnet hatte, daß es seitlich von ihr aufgeklungen war. Sie gestand ihren Irrtum ein, als sie wieder nach vorn schaute.

Aus der Nische war das Geräusch gedrungen. Und sie mußte sehen, wie sich die kleinen Monstren bewegten.

Verdammt, sie lebten!

Ein Gebilde aus krümeligem Eis rann über ihren Körper. Sie spürte die Furcht vor dieser dämonischen Performance, und das Kratzen, das leise Knirschen, blieb bestehen, weil die Monstren versuchten, sich aus dem Verbund zu lösen.

Gleichzeitig bewegte sich auch die Figur. Sie begann mit ihrer Verwandlung und badete dabei in diesem fremden tiefblauen Licht, das ihre Umrisse sehr deutlich hervortreten ließ.

Wer war sie?

Elenor jedenfalls nicht, denn das Gesicht kam Jane fremd vor. Sie hatte es nirgendwo gesehen. Weder auf einem Bild noch als Relief.

Es gab auch keine blonden Haare mehr. Teerschwarz waren sie jetzt geworden.

Ein bleiches Gesicht mit dunklen Brauen und ebensolchen Pupillen. Ein schmaler Mund, eine schmale, lange Nase. Eine seltsame Kleidung, die Jane beinahe an eine Rüstung erinnerte. Die Person kniete in der Nische, die Hände waren vorgestreckt und die Finger nicht zu sehen, weil sie im blauen Licht verschwanden.

Um die neue Gestalt herum lauerten die bösen Dämonen. Schwarze Gestalten mit großen Köpfen und breiten Mäulern. Sie hatten einmal als Bild zur Kapelle gehört, und in der Nische hatte der Sieg des Guten über das Böse dokumentiert werden sollen, doch das stimmte längst nicht mehr. Die Vorzeichen hatten sich umgekehrt. Diese Kapelle war dem Bösen geweiht, da hatte etwas anderes nichts mehr zu suchen.

Und Jane gehörte dazu.

Sie konnte sich einfach nicht von dieser Gestalt lösen. Das Gesicht war zu faszinierend, und nicht nur das. Es strömte davon etwas aus, das auch die Detektivin traf. Es war eine Botschaft aus dem Jenseits oder der tiefsten Hölle. Es war das kalte Licht, das sich möglicherweise aus den verlorenen Seelen zusammensetzte, die zwischen der Unterwelt und der normalen Welt pendelten.

Unzählige Gedanken strömten auf Jane nieder, und sie wußte nicht, welcher davon richtig war und den Kern traf.

Die andere Frau blieb hocken. Startbereit, als wollte sie Jane jeden Augenblick anspringen. Ihre Kleidung gehörte in ein anderes

Jahrhundert, sie war hochgeschlossen, und das Oberteil hatte sehr breite Schultern. Darauf kam es Jane nicht an. Viel wichtiger war die Aura der Person, und die strömte nun mal das Böse aus.

Vor ihr bewegten sich die Helfer. Dämonen aus den Schlünden des Feuers. Wie angekohlt wirkten sie. Die Mäuler hielten sie offen, und ihre Zähne glichen scharfen Waffen.

Tote Augen starrten Jane an. Ein Mund bewegte sich. Das Flüstern war nur für Jane verständlich, und die Worte erinnerten sie an eine Begrüßung.

»Du hast den Weg gefunden. Du bist zu mir gekommen. Weißt du auch, wer ich bin? Wer jetzt deine Königin sein wird?«

Jane nickte.

»Sie ist ich, ich bin sie. Elenor oder Franziska - was spielt das für eine Rolle? Ich sage dir noch eines: Du wirst dein Leben ändern müssen. Nichts wird mehr so sein wie sonst, das hat auch Elenor erkannt. Ich habe sie mir ausgesucht, denn sie ist der Empfänger für mich gewesen. Sie soll mich ersetzen, aber in einer Zeit, die anders ist als die meine. Als sie mich verbrannten, als mein Körper verschmorte, da dachten die Menschen, es sei vorbei. Sie haben sich geirrt. Sie bauten mir eine Kapelle, aber sie rissen sie nicht ab. Sie wollten die Nachwelt warnen. Ich sollte nicht mehr zurück, sie bauten eine Nische, und sie stellten dort die gesichtslose Figur auf, die schwarze Madonna. Als Warnung war sie gedacht, aber sie hatten mich unterschätzt, denn es ist mir gelungen, wieder in die Kapelle einzudringen. Was mir einmal gehört hat, das lasse ich nicht los. Sie konnten mich nicht ausschalten, ich lebte weiter. Mein Geist war es, der alles überwachte. Ich bin der Tod und das Leben zugleich. Ich bin die Leiche und die Frau, und ich habe die Gestalten um mich herum zum Leben erweckt, zu meinen Dienern gemacht. Ich bin ich, und ich bin sie. Und ich habe ihr die Kraft gegeben, die Menschen so zu behandeln, wie ich es damals tat. Man wird Elenor wieder zujubeln, wenn sie ihre Kräfte einsetzt, die gar nicht ihre Kräfte sind, denn sie entzieht sie den Menschen. Auch das hat mich das Böse gelehrt. Man muß erkennen und begreifen, und man muß seine Macht entsprechend einsetzen.« Sie öffnete den Mund und lachte. Gleichzeitig geschah etwas anderes.

Jane nahm plötzlich den Brandgeruch war, zuerst nur schwach. Sehr schnell verstärkte er sich jedoch, und das Gefühl des Ekels stieg in ihr hoch, denn es stank nach verbranntem Fleisch, und gleichzeitig strömte ihr ein widerlicher Aasgeruch entgegen.

Verfaultes, Verbranntes - es war kaum in Worte zu fassen. Es war einfach ungeheuer.

Ihr wollte sich der Magen umdrehen. Sie holte nur mehr durch die Nase Luft, und mit dem Aufkommen des Gestanks begann auch die Veränderung der lebenden Figur.

Sie brannte, sie glühte. Die Haut zog sich zusammen. Flammen schossen und züngelten aus ihr hervor, ohne Wärme abzugeben. Franziska erlebte das gleiche wie vor einigen Hundert Jahren, als sie auf den Scheiterhaufen gestellt worden war.

Die Haut zog sich immer mehr zusammen. Als verkohlte Fetzen hing sie schließlich um bleiche Knochen. Wie alte Lappen, die jemand nicht richtig abgeschnitten hatte. Aus dem Maul strömte Leichengeruch. Die Haare knisterten, als die Flammen sie durchhuschten. Es gab keine Chance mehr für Franziska. Sie hatte ihr Maul weit geöffnet, die Zunge schnellte hervor, fing Feuer und verschmorte.

Augen platzten weg, als wären dunkle Kugeln explodiert. Leere Höhlen blieben zurück, und Jane konnte in diese beiden Tunnel schauen. Der Kopf wackelte, als hätten Schläge den Hals getroffen.

Er kippte zur Seite weg, hing nur mehr an dünnen Fäden. Ein Zischen erklang, und der Geruch des geschmorten Fleisches wurde unerträglich.

Dann war es vorbei.

Es gab Franziska nicht mehr. Es gab nur noch die Figur ohne Gesicht, die schwarze Madonna.

Es war vorbei…

Jane wunderte sich, daß sie saß. Sie hatte ihren Rückzug zu einer Kirchenbank nicht bemerkt. Jetzt hockte sie hier, hielt noch ihre Lampe fest, die allerdings ausgeschaltet war.

Sie starrte zu Boden.

Schweiß bedeckte ihren Körper. Der Geruch von verbranntem Fleisch und der verkohlten Haare klebte noch immer in Nase und Mund fest. Ihr war klar, auf was sie sich eingelassen hatte. Sie wollte auch nicht mehr zurück, obwohl es etwas in ihrem Innern gab - vielleicht das Unterbewußtsein -, das sie warnte.

Jane strich ihre Haare zurück.

Es war kalt in der Kapelle. Sie fror. Mit beiden Armen umschlang sie ihren Körper. Der Gestank zog ab. Auf Janes Augen lag ein Druck. Sie wollte nachdenken, was ihr nicht gelang. Diese Welt war zu fremd für sie und trotzdem vertraut.

Mit wackligen Bewegungen stand sie auf. Wieder schaute sie nach vorn, wo sich in der Nische nichts mehr bewegte. Alles war so geworden wie früher. Da stand die schwarze Madonna, da hockten die Kreaturen zu ihren Füßen, und die graue Dunkelheit beschützte beide.

Jane hatte Franziska gesehen, sie kannte Elenor und auch die Madonna. Um sie drehten sich ihre Gedanken, und für sie war klar, daß die Figur des Rätsels Lösung sein mußte. Sie war der Mittler zwischen den beiden Wesen. Sie stand genau in der Mitte zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart.

Jane schloß die Augen. Ihr Kopf sank zur Seite. Sie wollte nicht

schlafen, auch wenn sie im ersten Augenblick so wirkte. Sie wollte einfach nur nachdenken und sich fragen, ob sie etwas falsch gemacht hatte. Sie war in der Kapelle mit Mächten konfrontiert worden, die sie im Prinzip nicht mochte. Plötzlich fürchtete sie sich, war aber gleichzeitig zu kraftlos, um etwas dagegen unternehmen zu können. Sie hätte einen Kick gebraucht, einen Anstoß, doch es war niemand in der Nähe, der dafür gesorgt hätte.

Ihr Blick löste sich von der Nische und erfaßte die schmalen Fenster in der Wand. Sie waren Löcher in der Zeit, Lücken in der Zelle, denn hinter ihnen schimmerte grau und trübe der Tag. Nur wenige Schritte von ihr entfernt, doch Jane kam es vor, als lägen kaum meßbare Distanzen dazwischen.

Dabei brauchte sie sich nur zu erheben, auf den Ausgang zuzugehen und die Kapelle zu verlassen.

Es war so einfach.

Nur konnte sie nicht. Auf ihren Schultern lasteten Gewichte, die sie in ihrer sitzenden Haltung niederdrückten. Obwohl keine äußerlichen Fesseln ihre Hände umschlangen, kam sie sich vor wie eine Gefangene. Sie konnte hier nicht weg, nicht aus eigener Kraft. Sie mußte einfach bleiben, bis es der anderen Macht gefiel, sie zu erlösen.

Ihre Seele zeigte eine seltsame Zerrissenheit. Jane wußte in diesen Minuten nicht, wohin sie gehörte.

Sie war eingeklemmt zwischen den Seiten, ohne Chance, sich befreien zu können. So hieß es warten, nur warten.

Die schwarze Madonna schaute zu. Hin und wieder riskierte Jane einen Blick, ohne jedoch etwas anderes zu sehen als nur die starre, gesichtslose Gestalt.

Bis sie das Geräusch hörte.

Zuerst glaubte sie wieder an das Kratzen irgendwelcher Krallen. Aber das Geräusch war nicht aus der Nische gedrungen, sondern aus einer anderen Richtung, wo der Eingang lag.

Mit einer müden Bewegung drehte Jane den Kopf. Der Mittelgang war nicht sehr lang. Sie konnte die Tür erkennen, die von außen her sehr langsam geöffnet wurde.

Wer kam dort…?

Es gelang ihr nicht, etwas zu erkennen. Sie sah nur den grauen Streifen Tageslicht, der in die Kapelle fiel und sich immer mehr verbreiterte. Eine Gestalt durchbrach ihn.

Sie war klein, aber sie warf einen großen Schatten.

Jane stand auf. Dabei mußte sie gegen die Bleigewichte an ihren Gliedern ankämpfen.

Die Tür quietschte. Das Geräusch hörte sich an wie das Wimmern eines sterbenden Tieres. Als die Tür zur Ruhe kam, erstarb es auch.

Die Gestalt war da, sie blieb, sie war keine Einbildung. Und sie

streckte ihre rechte Hand aus, um die Tür zu umfassen. Sie bekam den nötigen Druck und schwang wieder zurück.

Darin fiel sie zu.

Jane Collins zuckte zusammen, als sie das Geräusch hörte. Die Chance der Flucht war vorbei. Sie hockte noch immer in der Kapelle, umgeben von einer eisigen Kälte, die aus den unheimlichen, tiefen Schlünden anderer Welten hervorkroch.

Tritte!

Sie rissen Jane aus ihren Gedanken. Sie lauschte den Geräuschen, die sich ihr näherten. Die Person nahm den Mittelgang, sie wollte zum Altar gehen.

Sie kam zu ihr…

Ein schmaler, nicht sehr großer Schatten. Die Gestalt eines Kindes, das auf den Namen Elenor Hopkins hörte. Obwohl sie Jane noch nicht erreicht hatte, spürte sie bereits den anderen Einfluß. Er war nicht mehr so wie früher, er hatte sich verändert, gewandelt und erinnerte mehr an den der Nonne Franziska.

Jane gab auf.

»Hallo, du bist da…«

Sie nickte nur.

Das Mädchen legte die letzten Schritte zurück. Neben der Bank blieb es stehen. Jane hob den Kopf an. Das Gesicht des Kindes schwebte jetzt dicht vor ihr. Sie sah das Lächeln auf den dünnen Lippen, und die Erinnerung kehrte zurück.

Waren es nicht dieselben Lippen, die sie vor kurzem gesehen hatte? Nur zeigten diese keine fauligen verbrannten Reste. Sie waren zwar blaß, aber normal.

Auch Elenor hatte eine schmale Nase. Darüber schimmerten die blassen Pupillen. Nur vordergründig blaß, denn in ihren Schächten lauerte etwas, das Jane Angst machte.

Elenor legte der Frau eine Hand auf die Schulter. »Hast du mich gesehen?« fragte sie. Bevor Jane eine Antwort geben konnte, sprach sie schon weiter. »Ja, du mußt mich einfach gesehen haben, denn du hast am Fenster gestanden und hinab in den Garten geschaut. Da waren sie alle, sie sind gekommen, um mich zu erleben, und ich habe sie geheilt.« Elenor beugte ihren Kopf vor. »Ja, Jane Collins, ich habe sie geheilt.«

»Stimmt, es stimmt. Du hast mich auch gerettet…«

»Das Feuer gehorcht mir.«

Jane zwinkerte. Sie merkte, daß sie wieder klar wurde und eine Frage stellen konnte. Plötzlich war sie wieder die Detektivin, der es darauf ankam, einen Fall nicht nur zu lösen, sondern auch die Hintergründe zu erfahren.

»Warum konntest du die Menschen heilen? Erkläre es mir. Wer hat

dir die Kraft dazu gegeben? War es wirklich nur die Nonne, oder muß ich da umdenken?«

Elenor lächelte wissend. »Sowohl als auch«, erwiderte sie. »Franziska spielt natürlich eine sehr große Rolle. Sie ist wichtig für mich, denn was ich tat, war nicht einmalig. Du mußt einfach davon ausgehen, daß es dies schon gegeben hat.«

»Und wann?«

»Bei ihr, du Dumme.« Sie tätschelte Janes Wange. »Ich bin sie, und sie ist ich. Ich habe sie übernommen, begreifst du? Ich verfüge über die gleichen Kräfte wie sie. Was ich getan habe, ist nicht neu. Das hat bereits die Nonne gemacht. Auch sie konnte heilen. Sie war diejenige, die sich den Menschen stellte, denn die Menschen fingen an, sie zu lieben. Sie war etwas Besonderes, man baute ihr die Kapelle, selbst der Bischof sah sie als eine Heilige an.« Der Mund verzerrte sich zu einem häßlichen Grinsen. »Bis die Leute schließlich dahinterkamen, was tatsächlich geschah. Was sie trieb, wie sie ihrer Fleischeslust nachging und welch schlimme Dinge sich in der Kapelle abgespielt hatten. Da war es dann vorbei. Da rotteten sich die Menschen zusammen, und unter dem Befehl der Hexenjäger und der Priorin wurde sie auf den Scheiterhaufen gestellt und verbrannt.«

»Das hatte ich mir gedacht. Das wußte ich auch. Aber wie konnte sie heilen? War sie denn eine Hexe? Hat der Teufel ihr die Kraft gegeben?«

»Nein, das war sie nicht.«

»Sondern?«

»Franziska war etwas ganz Besonderes. Sie mochte den Teufel, das glaube ich sicher, aber sie war sehr viel schlauer und wissenschaftlicher. Sie war den meisten Gelehrten weit voraus, denn sie wußte, daß die Kraft des menschlichen Geistes auf dieser Erde einfach unbegrenzt ist. Es gibt für ihn keine Grenzen oder Barrieren. Es ist einfach da, und er läßt sich durch nichts aufhalten. Das hat sie ausgenutzt. Sie kümmerte sich um den Willen der Menschen derart intensiv, daß es ihr sogar gelang, ihn zu kontrollieren. Sie faßte den Willen anderer Menschen zu einer einzigen Energie des Bösen zusammen. Ja, sie spielte mit dem Bösen, das ja in jedem Menschen steckt. Nur konnte sie das Böse kontrollieren und für sich verbuchen.«

»Damit heilte sie?« fragte Jane staunend.

»Ja, sie holte die Energie aus den Menschen hervor und kippte sie um. Es sind in dem Sinne keine Wunder, es war einfach der Wille, der durch sie so verstärkt wurde, daß die Menschen ihre Krankheiten vergaßen und wieder gesundeten.«

Jane nickte, obwohl sie nicht viel begriffen hatte. Aber sie nahm es hin, was hätte sie auch sonst machen sollen? Fragen jedoch drängten sich auf, und die drehten sich jetzt um Elenor Hopkins, die überhaupt

nichts Kindliches mehr an sich hatte und wie eine erwachsene Frau wirkte. »Franziska ist gestorben und war doch nicht tot. Sie hat dich gesucht und gefunden.«

»Auch ich fand sie.«

»Du bist in die Kapelle gegangen.«

Elenor nickte. »Ich habe die Schwelle überschritten und sofort festgestellt, daß diese Kirche nicht so war wie die anderen. Sie wurde der Nonne zu Ehren errichtet. Man hätte sie abreißen sollen, so aber hat man einen Hort geschaffen, in dem ihr Geist überleben konnte. Diese Kapelle ist ebenfalls eine Quelle der Energie oder ein Hort des bösen Willens. Ich habe es schon sehr bald gespürt und mich innerlich darauf eingestellt. Es war wunderbar. Ich erlebte die großen Rätsel, die sich plötzlich auflösten. Dieser Platz war wichtig für mich, und ich hatte endlich eine Aufgabe gefunden. Ich bin die Nachfolgerin der Nonne geworden, und ich holte mir ihre Kraft aus der schwarzen Madonna ohne Gesicht. Das ist sie, dort lebt ihr Geist.« Sie warf der Nische einen Blick zu und nickte dabei. »Es ist einfach wunderbar, dies zu wissen, und die Erkenntnis hat mich zunächst beinahe überrollt, bis mir klar wurde, was sie von mir wollte. Wir haben lange Zwiegespräche geführt, denn es verging Zeit, bis sie mich akzeptierte. Dann aber war es in Ordnung. Ich war reif genug, um die Nachfolge antreten zu dürfen. Ich war aber auch reif genug, um Feinde von ihr fernzuhalten. Wer sich ihr als Unwürdiger näherte, der starb, das hast du gesehen.«

»Ja, der Reporter.«

»Er verlor sein Gesicht. Die Kraft brannte es weg, und in mich hinein flossen wieder die Energien, die ich brauchte.«

»Wie bitte?« flüsterte Jane.

Elenor nickte ihr lächelnd zu. »Ja, ich brauche Energien. Es ist ein Kreislauf. Ich habe dir vorhin von dem Willen anderer Menschen berichtet, du erinnerst dich? Ich habe ihn mir geholt, ich habe den Willen bündeln können und aus ihm eine Energie des Bösen gemacht. Nur so konnte ich dann heilen. Aber es gab da eine Klippe, wie ich zugeben muß. Um einen Menschen heilen zu können, brauche ich die Energie eines anderen. Der andere muß deshalb sterben. Es werden immer nur so viele Menschen von mir geheilt wie andere gestorben sind. Wird dir allmählich klar, wie es funktioniert? Ich sauge die Energie der Toten auf und gebe sie weiter. Denk an deinen Freund, den Reporter, denk an die Toten in den Flammen. Dort sind drei Menschen gestorben, ich habe ihre Energie übernommen. Ihr Tod versetzt mich in die Lage, drei Menschen zu heilen. So war es damals, so wird es bleiben. Die Nonne allerdings sammelte die Energie aus den Körpern der Kinder, und nur deshalb ist man ihr damals auf die Spur gekommen, weil einfach zu viele Kinder verschwanden. Ich aber bin

vorsichtiger und raffinierter. Ein Feuer kann überall entstehen. Tote gibt es auf fast jeder Straße, und falls nicht, werde ich nachhelfen. Nur so kann ich meinen Auftrag erfüllen, und ich freue mich, in dir eine Freundin gefunden zu haben, denn schon bei unserer ersten Begegnung habe ich gewußt, daß etwas in dir steckt, das dich von vielen Menschen unterscheidet.«

Jane saß unbeweglich. Sie hielt den Blick gesenkt, weil sie die kalten und blassen Augen der Wunderheilerin nicht ertragen konnte. Was sie gehört hatte, war ungeheuerlich gewesen. Es hatte tiefe Abgründe aufgezeigt, aber neue Abgründe, die Jane bisher noch nicht kannte. Nicht die Hölle direkt spielte hier die Rolle, sie lauerte im Hintergrund. Die Nonne damals und Elenor heute hatten genau erkannt, wie Menschen manipuliert werden konnten, denn ein Stück Hölle oder ein Fetzen Böses steckte in jedem.

»Wieso denn ich?« fragte Jane, obwohl sie die Antwort eigentlich kannte. »Hättest du mich verbrennen lassen, dann hättest du noch jemanden heilen können.«

»Das ist wahr, aber ich wollte nicht, denn ich merkte, daß du anders bist.«

»Ich bin ein Mensch!«

»Das sind sie alle.« Elenor ließ sich nicht beirren. Sie würde nicht zugeben, daß sie sich geirrt hatte.

»Du hast Kontakt gehabt, ich spüre es. In dir steckt auch etwas, das dich von anderen Menschen unterscheidet. Es ist eine Kraft, die ich nicht einordnen kann. Sie ist mächtig und gleichzeitig schwach. Ich bin überzeugt, daß sie zu meiner Kraft paßt, und deshalb will ich versuchen, sie mächtig zu machen, damit wir beide ein Paar werden können.«

Jane Collins krallte ihre Hände um die Kante der Sitzbank. »Ja, da war eine Kraft…«

»Der Teufel?«

»Ich habe ihm gedient. Ich war eine Hexe, ich habe mich auf ihn gefreut. Aber es liegt zurück.«

»Nein, Jane, nein.« Elenor freute sich und umarmte sie plötzlich. »Nichts liegt zurück, alles erscheint wieder, und so wird auch deine Kraft zu einer Flamme werden, das weiß ich, das habe ich gespürt, und ich habe mich nie geirrt.«

Jane wußte nicht, wie sie sich aus dieser Situation herauswinden sollte. Einerseits fühlte sie sich noch immer dem Teenager hingezogen, auf der anderen Seite aber steckt nicht soviel Böses in ihr, als daß es hätte die Oberhand gewinnen können.

Deshalb schwankte sie. Der Druck hatte sich gelindert. Sie schaute nicht mehr mit Scheuklappen nach vorn. Ihr Blick hatte sich wieder geklärt, und immer mehr wurde sie zu der Person, die sie auch in

Wirklichkeit war. Eine Frau, die sich gegen die Mächte des Bösen stemmte, aber in diesem Fall nicht die Kraft fand, es zu tun.

Statt dessen hielt sie Elenor Hopkins noch immer umarmt und sprach flüsternd auf sie ein. Sie redete von einer gemeinsamen Zukunft, wo es nur sie beide gab. Sie würden den Menschen ihre Macht beweisen, und sie würden von ihnen verehrt werden.

»Willst du das, Jane?«

Die Detektivin gab keine Antwort. Sie wollte vieles, aber nicht das.

Plötzlich stemmte sie sich von Jane Collins weg. Aus ihrem Mund drang ein böses Röcheln. Der Blick war noch kälter geworden. Sie ging einen Schritt nach hinten. Die schmalen Nasenflügel vibrierten, dann schüttelte sie den Kopf. »Ich bemerke schon, daß mit dir etwas nicht stimmt, Jane. Du hast dich gewandelt, du willst nicht. Ich spüre deine andere Kraft, sie steht nicht auf meiner Seite.«

Ihr Mund verzerrte sich. »Was ist das nur? Warum willst du nicht mehr meine Freundin sein?«

Sie hat ja recht, dachte Jane. Sie hat so recht. Es war die andere Kraft in ihrem Innern, die Jane daran erinnerte, daß sie nicht auf diese Seite gehörte.

Nein, sie war hier falsch!

Elenor hatte den Kopf gedreht. Sie warf einen Blick auf die Nische. Dort hatte sich etwas verändert.

Wo eigentlich das Gesicht der Figur hätte sein müssen, vibrierte die dunkle Fläche, und es sah gleichzeitig so aus, als wären aus der Tiefe silbrige Körper in die Höhe gestiegen, so daß die Fläche einen grauen Schimmer bekam.

Die Veränderung blieb…

Es entstand ein unsichtbares Band zwischen Elenor und der schwarzen Madonna. Die Brücke zwischen den Zeiten war wieder geschlagen worden, und Jane Collins fühlte sich jetzt wie in einer Falle. Die Kapelle war ein Feind, auch das Mädchen stand nicht mehr auf ihrer Seite. Wenn das der Fall war, wurde sie nicht gebraucht. Im Endeffekt hieß das Tod. Da kannte das Mädchen keine Rücksicht. Es hatte Jane zudem die Einzelheiten sehr gut erklärt.

Elenor Hopkins konnte es nicht begreifen. Deshalb schüttelte sie wohl auch den Kopf. »Bitte«, sagte sie, »sollte ich mich in dir so geirrt haben?«

»Gib auf!« Jane wunderte sich selbst darüber, daß ihr diese Worte über die Lippen gedrungen waren, aber sie konnte diesmal nicht über ihren eigenen Schatten springen. Wie war das noch mit den Hexenkräften? Ja, sie waren noch vorhanden, aber Jane hatte sich für die andere Seite entschieden, sie war nur kurzweilig gefangen gewesen, und hätte es diese Kräfte nicht gegeben, wäre sie vielleicht immer noch dieser Wunderheilerin hörig gewesen. So aber war sie

nicht nur gewarnt worden, man hatte ihr sogar Kraft gegeben.

Das machte sie etwas sicherer.

»Du willst nicht«, flüsterte Elenor. »Ich sehe dir an, daß du nicht willst - oder?«

Es war aus dem letzten Wort herauszuhören gewesen, daß Elenor hoffte, sich getäuscht zu haben.

Aber weshalb sollte Jane Collins lügen? Die andere hätte es sowieso herausgefunden, also mußte sie so handeln, wie sie es immer getan hatte.

»Du bist eine Ausgeburt des Bösen«, erklärte sie mit fester Stimme. »Du stellst eine Gefahr für die Menschheit dar. Was die Leute schon damals erkannten, hat auch mir die Augen geöffnet. Du bist keine Heilerin, Elenor, du bist das Gegenteil davon, denn du bringst den Tod über die Menschen! Dich begleitet der Schatten des Sensenmanns, und ich kann nicht auf deiner Seite stehen, ich muß dich bekämpfen!«

Jetzt war es heraus, und Jane bewunderte sich selbst zu diesen mutigen Worten.

Wie würde Elenor reagieren?

Sie lächelte.

Und Jane bekam Angst…

***

Es gab zum Glück noch Menschen in Glenfield, die uns nicht kannten und uns deshalb neutral gegenüberstanden. Von einer dieser Personen hatten wir uns den Weg zur Kapelle erklären lassen. Es gab sogar eine Straße, die wir nehmen konnten.

Die kurvenreiche Straße durchschnitt das Grün der Umgebung und paßte sich dem Gelände an.

Der Himmel hatte sich bezogen. Graue Wolken bildeten eine Decke, und dieses Wetter paßte haargenau zu unserer Stimmung.

Wir sorgten uns um Jane!

Wenn sie tatsächlich in die Klauen dieses teuflischen Teenagers geraten war, dann würde sie sich aus eigener Kraft kaum retten können. Diese Ansicht vertrat zumindest Suko, der Janes Reaktion drastisch am eigenen Leib erfahren hatte.

Sein Hinterkopf schmerzte noch immer, aber Suko war hart im Nehmen und würde voll an meiner Seite stehen. Über den Schlag redete er nicht mehr, er konzentrierte sich auf die Umgebung, denn er hatte es sich nicht nehmen lassen, selbst zu fahren.

Die Kapelle mußte links von uns liegen. Man hatte uns von einer Anhöhe berichtet, auf der sie stand. Nach einer langen Linkskurve geriet zumindest der schlanke Turm in unseren Sichtbereich.

Als ich nickte, da lachte Suko auf. »Das also ist sie. Dann wollen wir hoffen, daß wir Jane dort finden.«

Zunächst entdeckten wir weiter vor uns ein Autowrack. Es war ausgebrannt. Nur mehr verkohlte Reste breiteten sich auf der Straße aus. Von Jane wußten wir, daß dieser Wagen einmal dem Reporter Hal Contni gehört hatte. Auch er war der anderen Seite der Hölle zum Opfer gefallen. Für mich präsentierte Elenor die andere Seite der Hölle.

Sie war kein Kind des Teufels, sie war auch keine Hexe, sie war etwas anderes. Eine Mischung aus allem, und sie hatte sich als Heimstätte ausgerechnet eine Kapelle ausgesucht.

Mit einer blitzartigen Bewegung drehte Suko das Lenkrad nach links. Die Reifen griffen gut. Wir gerieten nicht einmal ins Schleudern, als der Wagen in einen schmalen Feldweg einbog. Der Feldweg stieg leicht an, beschrieb dabei einen Linksbogen, um anschließend wie ein schmaler Streifen auf die Kapelle zuzulaufen.

Der Untergrund war längst nicht mehr so glatt. Unebenheiten im Boden machten dem Wagen zu schaffen, aber er nahm sie bravourös. Als Suko bremste, sagte er gleichzeitig: »Da liegt ein altes Fahrrad. Ich könnte mir vorstellen, daß Jane es genommen hat.«

»Oder Elenor.«

»Auch möglich.«

Wir stiegen gleichzeitig aus. Die Türen schwappten zu, und neben dem BMW blieben wir stehen, beide den Blick auf die kleine Kirche gerichtet.

In gewisser Hinsicht konnte ich mich selbst als einen sensitiven Menschen bezeichnen. In diesem Fall bekam ich es wieder bestätigt, denn schon beim ersten Hinschauen gefiel mir die Kapelle überhaupt nicht. Nicht daß sie düsterer wirkte als normale Gebäude bei diesem Wetter, sie strömte auch noch etwas aus, das uns frösteln ließ. Suko fühlte ähnlich wie ich, was ich an seinem Gesicht ablas.

»Das ist ein Hort der Hölle, John.«

»Kein Einspruch.«

»Wo Elenor sich wohl fühlt.« Er schüttelte den Kopf. »Ich kann es nicht fassen.«

»Wir werden sehen.«

Natürlich wollten wir nicht lange herumstehen und diskutieren. Zugleich gingen wir auf die kleine Kirche zu.

Es war um uns herum. Der Wind umwehte uns mit seinen säuselnden Geräuschen. Unter den schiefergrauen Wolken bewegten sich dunkle Vögel wie Todesboten oder Aasgeier, die darauf lauerten, ihre Schnäbel in unsere Leichen hacken zu können, um das Fleisch herauszureißen.

Die Tür der Kapelle war geschlossen. Sie hob sich in ihrer bräunlichen Farbe von dem übrigen, grau gewordenen Mauerwerk ab und war deshalb einfach nicht zu übersehen. Wer die Kapelle betrat,

der mußte durch die Tür.

Wir beeilten uns, aber wir blieben trotzdem stehen.

Die Stille gab es nicht mehr.

Ein schrilles, teuflischgrausam klingendes Lachen war an unsere Ohren gedrungen, vom Mauerwerk der kleinen Kirche kaum gedämpft.

Gleichzeitig geschah noch etwas.

Mit klatschenden und klirrenden Geräuschen zersprangen die Scheiben der Fenster, und das Mauerwerk der alten Kapelle stöhnte, als würde es wenig später auseinanderbrechen.

Uns war klar, daß in ihrem Innern ein Kampf tobte. Und dabei wollten wir mitmischen.

***

Das Lächeln auf dem Gesicht des Mädchens blieb nicht sehr lange. Es zerbrach in Intervallen, dabei zuckte die Haut, und gleichzeitig öffnete Elenor den Mund.

»Was hast du gesagt?« hauchte sie. »Du… du willst nicht mehr zu mir stehen?«

»Nein.«

»Auch nicht zu Franziska?«

»Ja.«

»Du hast es dir gut überlegt?« Jane nickte.

Elenor Hopkins lachte. Während sie das tat, ging sie zurück, weil sie näher an die Nische herankommen wollte. Jane folgte ihr nicht. Sie sah es aus taktischen Gründen als besser an, wenn sie zunächst im Hintergrund blieb. Von diesem Platz aus hatte sie den besten Überblick. Sie spielte auch mit dem Gedanken, auf die Tür zuzurennen und die Kapelle zu verlassen. Das ließ sie jedoch bleiben. Es wäre ihr wie eine große Feigheit vorgekommen. Zudem fühlte sie sich irgendwo auch mitschuldig an den schrecklichen Dingen, die nun mal geschehen waren, und Jane wollte selbst für eine Bereinigung sorgen und letztendlich auch damit ihr Gewissen befreien.

Schritt für Schritt ging Elenor zurück. Sie war jetzt stumm geworden, aber sie schaute Jane unverwandt an. Das Mädchen blieb erst stehen, als es die Wand erreicht hatte, und zwar genau die Stelle, wo sich auch die Nische befand.

Die schwarze Madonna wartete auf sie. Noch immer flimmerte es wie Eisenpulver in dem Gesichtsausschnitt. Die Figur stand an der Schwelle zu einem fürchterlichen Leben. Wie auch ihre kleinen, häßlichen Dämonendiener mit den funkelnden Augen.

»Keine Rückkehr, Jane?«

»Nein!« Ihre Stimme hallte durch die Kapelle.

Gleichzeitig hob Elenor den Arm. Dabei stellte sie sich auf die

Zehenspitzen und streckte ihren Körper, weil sie unbedingt in die Nische eingreifen wollte, um einen Kontakt mit der Figur herzustellen. Sie und die Nonne sollten nicht mehr gerettet werden. Die beiden Zeiten mußten überbrückt sein.

Jane sah, wie sie den Mund aufriß. Ihr Gesicht bestand fast nur mehr aus Maul. Dann klappte sie es wieder zu, wobei Elenor die Verbindung aufrecht erhielt.

Die Detektivin sah ein, daß sie jetzt etwas unternehmen mußte. Sie durfte nicht zu lange warten, und sie mußte es mit den bloßen Fäusten versuchen, denn die Handtasche, in der sich ihre Waffe befand, lag irgendwo im Hotel. Wahrscheinlich war die Handtasche sogar verbrannt.

Jane kam nicht dazu. Etwas zischte auf sie zu. Es war eine Stimme - oder waren es Stimmen?

Das hatte Jane noch nie gehört. Sie suchte nach einer Erklärung und hörte nur das Kreischen und Zischen, die helle und die tiefe Stimme, die sich überlagert hatten und auch von weiteren, für sie nicht identifizierbaren Geräuschen und Lauten begleitet wurden.

Erst nach einer Weile wurde ihr klar, daß sie nicht nur von einer Person angesprochen worden war.

Da vereinigten sich zwei Stimmen.

Die einer Toten und die einer Lebenden.

So war also der Kontakt zwischen dem Mädchen und der Nonne entstanden. Diesmal hatte die andere Seite der Hölle sich voll hineingehängt und Jane klargemacht, daß sie es nicht nur mit einer Gegnerin zu tun hatte. Sie mußte sich gegen zwei wehren.

Das Kreischen nahm zu. Die Worte überschlugen sich. Jane hatte große Mühe, sie zu verstehen.

»Die Feindin!« hörte sie. »Die verfluchte Feindin. Man darf sie nicht am Leben lassen. Man muß sie vernichten. Sie soll keine Chance haben. Sie ist wie die Priorin. Ja, das ist sie. Du wirst mich rächen, Elenor, nur du allein.«

»Ja, ich, Franziska, ich werde es tun!«

Beide Antworten schlossen sich zu einer zusammen.

Und nicht nur die Stimmen vereinigten sich. Sie waren nur das Vorspiel zu dem gewesen, was nun geschah und was Jane als unbegreiflich ansehen mußte, da es keine rationale Erklärung dafür gab.

Da floß etwas, da waren Ströme entstanden, und es vermengten sich Zeiten miteinander, Vergangenheit und Gegenwart. Was existierte? Was war vorbei?

Jane wußte es nicht, sie war Zuschauerin einer Szene, die von einem fahlen Schein erhellt wurde.

Kräfte tauschten sich aus, und Jane dachte daran, was sie schon

einmal in der Nische gesehen hatte.

Jetzt bekam sie es wieder präsentiert, doch anders als zuvor, denn die Person, die zu einer anderen wurde, lebte. Sie stand vor ihr, sie war kein Geisterbild aus der Vergangenheit.

Elenor wurde zu Franziska!

Aber nicht zu der Franziska, die es geschafft hatte, die Menschen zu heilen, nein, sie verwandelte sich in die schreckliche Gestalt, die vom Feuer des Scheiterhaufens umglüht worden und als schauriger Rest zurückgeblieben war.

Elenor verbrannte. Sie erlebte dabei die Qualen mit, die auch Franziska gespürt haben mußte. Sie riß den Mund auf, erste klagende Schreie drangen über die Lippen. Ihr blondes Haar fing an zu knistern. Funken stoben durch die Strähnen, bekamen noch mehr Energie und verwandelten sich in Flammen.

Dann brannte das Haar!

Hoch loderte das Feuer, es bildete plötzlich einen Helm, der den Kopf umschloß und einen Gestank absonderte, der Jane an schmelzenden Kunststoff erinnerte. Das war nicht alles. Plötzlich erschienen die kleinen Flammen überall. Sie waren nicht mehr zu stoppen. Sie schnappten zuerst nach der Kleidung und anschließend nach der Haut.

Die Wunderheilerin verbrannte vor Janes Augen!

Und die Madonna kehrte als Franziska zurück. Nicht mehr die gesichtslose Figur stand in der Wandnische, jetzt war es wieder die Nonne mit den schwarzen Haaren und den dunklen Augen, die in die Tiefe der Kapelle starrten.

Jane erlebte den Horror wie selten.

Die zwergenhaften Dämonen rissen ihre Mäuler auf. Rauher Atem floß daraus hervor und vermischte sich mit einem widerlich stinkenden Höllenqualm.

Jane Collins drückte beide Hände gegen die Mitte ihres Körpers. Sie hatte das Gefühl, sich übergeben zu müssen. Ihre Augen brannten, und ein Tränenschleier verschleierte ihren Blick.

Dennoch sah sie alles genau, und sie erkannte auch, daß der Vorgang beendet war.

Vor ihr stand nicht mehr Elenor Hopkins. Sie war zu dem Geschöpf geworden, das nur mehr als verkohltes, ausgeglühtes und verbranntes Stück Fleisch angesehen werden konnte.

Und dennoch ging sie.

Sie stank nach Aas. Sie war böse, sie blieb auf den Beinen. Das fahle, blaue Licht aus der Nische strahlte sie an wie ein Spotlight aus dem Jenseits.

Sie bewegte sich. Keine Beine, sondern schwarze Stelzen schleiften mit verkohlten Füßen über den Boden. In ihrem Gesicht zuckte es, als würde es im nächsten Augenblick in seine Einzelteile zerfallen. Das

Gesicht war nur mehr eine stinkende schwarze Fläche mit weißen verdrehten Augen und einem zahnlosen Maul. Die Haare klebten als schmierige Masse auf dem Kopf, aber es war gleichzeitig eine Kraft vorhanden, die das Wesen auf den Beinen hielt.

Es hatte ein Ziel.

Jane Collins!

Die ging zurück. Sie wollte nicht erwischt werden. Statt dessen mußte sie es einfach schaffen, sich von diesem ungeheuerlichen Anblick abzulenken und nach einem Ausweg zu suchen, denn sie hatte sich ja vorgenommen, das Wesen zu vernichten.

Leider war es stark, und es hatte mit Jane das gleiche vor wie sie mit ihm.

Die Detektivin ging zwei Schritte zurück. Sie stieß gegen die seitliche Kante einer Sitzbank. Sie hörte das schrille Kichern, dann die Stimme. »Hier kommst du nicht weg. Diese Kapelle wird zu deinem Grab werden. Ich werde dich fangen, ich werde dich zerreißen, denn du bist eine Feindin und sollst alle Qualen erleben, die auch die Nonne durchgemacht hat. Du wirst einen fürchterlichen Tod erleiden, aber du hast ihn dir ausgesucht.«

Jane tauchte in die Bank ein. Sie war schnell, sie hörte ihre Schritte als dumpfe Echos über die Holzbohlen poltern. In der Kapelle hatte sich etwas verändert. Das Böse war latent vorhanden gewesen, in den letzten Minuten aber hatte es Oberwasser bekommen, und Jane dachte an ihre alte Kraft, die sich ebenfalls gesteigert hatte. Es mußte ihr gelingen, sie so stark zu machen, daß sie einen Gegenpol bilden konnte. Kampf? Ja!

Der Gedanke tobte wie ein Schrei durch ihren Kopf. Er gab ihr plötzlich Kraft. Sie lief durch die Bank, drehte im Mittelgang nach links und schaute auf den Altar, von dem nicht mehr als eine Platte zurückgeblieben war.

Darauf lief sie zu.

Das Kreischen der Veränderten begleitete sie. Als Jane mit einem Sprung die Platte erreichte, war das Kreischen zu einem bösen Höllenlachen geworden und donnerte als Echo durch die Kapelle.

Auch Elenor bewegte sich auf den Altar zu. Ihre Haut bestand nur mehr aus verbrannten Lappen, die am Gerüst der bleichen Knochen klebten. Sie war kleiner geworden, aber nicht weniger schlimm. Sie konnte immer noch reden und sprach Jane an.

»Du willst den Kampf mit mir! Du willst ihn mit meiner Heimat. Du willst ihn mit allen! Ja, ich stimme dir zu. Du sollst ihn bekommen. Ich bin dafür!«

Was sie meinte, erlebte Jane kurze Zeit später. Sie hatte ja damit gerechnet, von Elenor angegriffen zu werden, aber sie erlebte, wie sehr dieses Wesen und die entweihte Kapelle miteinander verwachsen

waren. Was all die Jahrhunderte gehalten hatte, ging plötzlich zu Bruch. Glücklicherweise zersprangen die Fensterscheiben nicht lautlos. Mit einem Klirren wurden sie aus dem Verbund gerissen, und regneten durch die Luft. Dann prasselten die Splitter auf den Boden der Kapelle.

Jane Collins duckte sich. Voller Entsetzen hatte sie erkannt, daß sie auf der Altarplatte praktisch im Zentrum stand und jeden Augenblick von einer der Splitterlanzen durchbohrt werden konnte. Dieser Platz war zu ungünstig, sie mußte ihn einfach verlassen, deshalb sprang sie auf den Boden, noch immer begleitet von den Geräuschen der zerklirrenden Fenster.

Mitten im Sprung erkannte Jane, daß Elenor von einem besonders langen Stück Glas erwischt wurde.

Sägte es ihr den Kopf ab?

Nein, es trennte Sehnen durch. Als Jane aufschlug, da sah sie, wie der Kopf nach rechts kippte, doch von einer Sehne noch in der Schräglage gehalten wurde.

Die Scheibe zerbrach in unzählige Trümmer. Splitter glitten über den glatten Boden hinweg und auch in Janes Richtung, die im letzten Augenblick die Hände wegnahm, um nicht erwischt zu werden. Sie rannte auf die gegenüberliegende Wand der Kirche zu, schaute zum Glück nach oben und entdeckte, daß ein weiteres Fenster zerbrach und die Reste wie ein Wasserfall auf sie niederkippten.

Schon jetzt hatte sie das Gefühl, von den scharfen Splittern an zahlreichen Stellen des Körpers durchbohrt zu werden, aber sie bekam auch die Kraft, dagegen etwas zu tun. Ihr war, als hätte sie eine innere Stimme aufgeputscht.

Mit einem wahren Panthersatz warf sich Jane Collins zur Seite. Sie wollte weg von der tödlichen Gefahr, und sie prallte auch dann auf, als die Splitter den Boden erreichten.

Ein klirrendes Inferno umgab sie. Die Wucht des Aufpralls hatte die Glasstücke noch kleiner werden lassen.

Jane lag auf dem Bauch.

Sie riß die Arme hoch, schützte ihren Kopf, und der ›Regen‹ prallte trotzdem auf sie nieder. Er übersäte sie mit kleinen Wunden, die aber nicht lebensgefährlich waren.

Dafür hörte sie das rauhe Lachen der Elenor Hopkins. Es riß sie wieder zurück in die Wirklichkeit und erinnerte sie gleichzeitig daran, daß dieser Kampf noch nicht beendet war.

Jane rollte sich mit einer schwerfälligen Bewegung auf die Seite. Mit dem rechten Handballen stützte sie sich ab und kam wieder auf die Beine. Dabei mußte sie achtgeben, daß sie auf den glatten Glasresten nicht ausrutschte. So schnell wie möglich huschte sie zu einer ungefährlicheren Stelle.

»Du bist noch nicht tot?« Das stinkende, verbrannte Wesen mit dem

schiefen Kopf bewegte zuckend sein Maul. Es wollte ebensowenig aufgeben wie Jane, die unter Dauerstreß stand und ihr die Antwort entgegenschrie. »Nein, verdammt, ich bin nicht tot! Und ich werde weiterleben, das verspreche ich dir, du verfluchte Kreatur!«

Sie schüttelte sich. Glasreste lösten sich aus ihrer Kleidung und auch aus den Haaren wie schimmernde Wassertropfen. »Ich kriege dich!« versprach Jane. »Ich kriege dich, und ich werde dich noch einmal anzünden, das kann ich dir versprechen!« Sie hatte während dieser Worte zu den Fenstern hingeschaut und festgestellt, daß die Scheiben fehlten. Die Gefahr war also gebannt. Zu welchen Mitteln würde die Kreatur noch greifen?

»Du willst nicht aufgeben?« drang es aus dem lippenlosen Maul.

»Das will ich nicht!«

»Dann komm her zu mir!«

Jane dachte nicht daran. Sie warf einen Blick in die Nische. Dort leuchtete noch immer die Gestalt der knienden Nonne. Sie konnte nicht mehr eingreifen. Sie hatte ihre gesamte Kraft auf ihre Nachfolgerin übertragen und war selbst nichts anderes mehr als eine Projektion aus der Vergangenheit.

Auch die zwergenhaften Dämonen bewegten sich nicht. Sie waren ebenso gefangen wie die Nonne.

Jane sah es als gut an.

Sie hörte das Knirschen.

Zuerst glaubte sie, daß irgendwelche Krallen über Holz gekratzt hätten. Sie schaute vor sich und sah dann, daß sie sich getäuscht hatte. Das Knirschen hatte einen anderen Grund gehabt. Im Boden, nicht einmal weit entfernt, war ein Riß entstanden.

Etwa so breit wie ein Finger und gut zu erkennen. Gleichzeitig vibrierte der Boden. Jane spürte, wie sie schwankte. Etwas krachte hoch über ihr. Sie schaute hin.

Ein dunkler Gegenstand hatte sich vom Dach gelöst und fiel nach unten. Es war ein uralter Balken, der Jane zum Glück nicht traf, sondern in die Sitzreihen schlug und eine Bank zertrümmerte.

Elenor zitterte. Aus dem Maul fauchte eine stinkende Wolke. Sie schrie wieder und keifte. »Diese Kapelle gehört mir. Sie wird mit mir untergehen, wenn ich es will. Und dich werde ich mit in die Hölle nehmen. Dort werden wir uns vergnügen und…« Ihre Worte gingen unter, als sich nicht weit vom Ausgang entfernt die Bänke bewegten, weil der Boden dort aufklaffte.

Sie schienen zu tanzen, dann sackten die beiden nach links weg und blieben zur Hälfte in einer Erdspalte stecken, aus dem dicker, schwarzer Rauch quoll.

Jane suchte nach einem Ausweg.

Es gab ihn nur durch die Tür. Die Fenster lagen zu hoch. Um jedoch

den Ausgang zu erreichen, mußte sie erst an Elenor Hopkins vorbei. Das würde schwierig werden.

Hinter ihr rumpelte etwas. Sie drehte sich um - und hörte den peitschenden Knall, mit dem die Altarplatte zerbrochen war.

Jane tauchte zu Boden.

Diesmal war sie nicht schnell genug. Etwas streifte ihren Rücken. Der Schlag war furchtbar, er nahm ihr die Luft, und als sie mit dem Gesicht aufprallte, schlug sie sich die Lippen blutig.

Sekundenlang trat sie weg. Aber der innere Motor funktionierte noch. Er sagte ihr, daß sie nicht aufgeben durfte. Sie mußte einfach weitermachen, solange noch ein Funken Leben in ihr steckte.

Nur war ihr jetzt klar, daß sie die Tür nicht mehr so schnell erreichen würde, wahrscheinlich nur mehr kriechend.

Als sie den Kopf anhob, um sich einen ersten Überblick zu verschaffen, das sah sie ihre Lage mit völlig anderen Augen. Etwas Dürres, Verbranntes bewegte sich auf sie zu. Im ersten Moment erinnerte es sie an gekrümmte, wacklige Beine einer Riesenspinne. Doch derartige Monstren gab es hier nicht.

Das eine Wesen reichte schon.

Es war Elenor Hopkins, die auf sie zukam, um es zu Ende zu bringen. Das wußte auch Jane.

Da flog die Tür der Kapelle auf!

***

Wir hatten unsere Schwierigkeiten gehabt, die Kapelle zu betreten, denn die Tür klemmte fest. Zudem steigerte sich unser Unbehagen und auch die Angst, denn aus dem Innern der Kapelle waren furchtbare Geräusche zu hören.

Wir konnten davon ausgehen, daß sie zusammenbrach. Die Scheiben waren bereits aus den Fenstern geflogen.

Hinter den Mauern mußte eine wahnsinnige Kraft toben, der eine Person wie Jane Collins wohl kaum etwas entgegensetzen konnte. Dabei spielte es keine Rolle, ob diese Person eine Frau oder ein Mann war.

»Noch mal!« sagte Suko.

Wir probierten alles. Wir warfen uns gegen die Tür, die in ihren Grundfesten erzitterte - und plötzlich nachgab. Wir hatten es zwar gehofft, aber nicht damit gerechnet. Sie fiel vor uns auf. Der Schwung konnte nicht mehr gestoppt werden, und so rutschten wir beide hinein in das furchtbare Chaos, in eine kleine Hölle, die sich einzig und allein auf die Kapelle konzentrierte.

Ich sah, wie sich Suko elegant abdrehte, im Finstern verschwand und mir eine Warnung zurief, weil der Boden einen Riß zeigte, aus dem dicker Rauch quoll.

Ich schnellte hoch. Über den Rauch schaute ich hinweg. Es war hell genug, um die verbrannte Gestalt mit dem schiefgelegten Kopf zu erkennen. Das mußte sie einfach sein. Es gab keine andere Möglichkeit. Wie hatte sich das Mädchen verändert!

Nicht nur sie war interessant. Suko huschte bereits nach rechts. In einer Nische leuchtete ein bläuliches Licht. Ich gab mir zwei Sekunden, um mir das Bild einzuprägen.

Dort kniete eine bleiche, dunkelhaarige Frau. Sie war umgeben von widerlichen Dämonengestalten mit rot schillernden Augen und weit geöffneten Mäulern. Es war mir egal, was sie zu bedeuten hatte, ich wollte nach Jane sehen, denn Suko kümmerte sich um die Nische.

Ich schrie ihren Namen, und meine Stimme durchtoste die Kapelle als donnerndes Echo.

Keine Antwort.

Dafür drehte die verbrannte Gestalt den Kopf. Sie war durch meinen Schrei abgelenkt worden.

Ich rannte nach vorn. Unter mir knackte es, dicht vor meinen Beinen quoll plötzlich der Rauch hoch.

Ich dachte an den Spalt und setzte zu einem gewaltigen Sprung an.

Meine Füße glitten noch durch den schwarzen Qualm, dann sank ich nach unten und kam gut auf.

An einer Bank hielt ich mich fest, schaute nach vorn und gleichzeitig an diesem verbrannten Wesen vorbei.

Auf dem Boden lag Jane Collins. Verletzt, erschöpft, kampfesmüde, aber lebend. Sie hatte den rechten Arm ausgestreckt, die Hand gekrümmt, als wollte sie sich mit den Fingern in den harten Boden krallen, um dort ihre letzte Rettung zu finden.

Sie öffnete den Mund. Ich merkte, daß sie meinen Namen rufen wollte, was sie aber nicht schaffte.

Nur an den Bewegungen der Zunge war zu erkennen, daß sie es versuchte.

Das Wesen drehte den Kopf. Es bekam Schwung und wäre fast abgerissen. Ich wußte, daß es der ehemaligen Elenor Hopkins gelingen konnte, die Kapelle zu zerstören und alles unter sich zu begraben, doch soweit durfte es nicht kommen.

Ihre Parakräfte standen gegen mein Kreuz.

Denn das erschien plötzlich vor ihrem Gesicht!

***

Mit einem gewissen Instinkt hatte Suko sofort erfaßt, daß sich in der Kapelle zwei Gefahrenherde konzentrierten. Der eine war dieses verbrannte Wesen, der andere befand sich an der Seite, wo die Gestalt in einer Nische von einem blauen kalten Licht bestrahlt wurde. Auch sie war ein Hort des Bösen, den Suko zerstören wollte.

Auf dem Weg dorthin zog er seine Dämonenpeitsche, eine mächtige Waffe gegen die Kraft des Bösen. Er mußte jetzt parallel mit seinem Freund John Sinclair kämpfen, und als er in die Nähe der Nische geriet, da traf ihn die Aura des Bösen.

Er schaute auch in die Gesichter der kleinen Dämonen. Rote Augen, gräßliche Mäuler mit messerscharfen Zähnen.

Und darüber die kniende Figur mit ihrem bleichen Gesicht und den kalten Augen.

Sie war eine teuflische Schönheit, die andere Seite der Hölle. Sie hatte die Menschen getäuscht, um sie letztendlich ins Verderben führen zu können.

Das sollte ein Ende haben!

Den Kreis hatte Suko bereits geschlagen. Die drei Riemen waren aus der Öffnung geglitten, und er brauchte nur zuzuschlagen, was er jetzt auch tat. Die Nische war ziemlich schmal. Suko mußte darauf achten, daß die Riemen nicht zu sehr fächerten.

Das taten sie nicht.

Sie pfiffen hinein.

Sie trafen - und sie zerstörten!

Plötzlich füllten bläuliche Blitze die Nische aus. Das Licht hatte sich zusammengezogen und gleichzeitig verändert, sich aber auch ins Gegenteil gedreht, denn er zerstörte das kniende Gebilde aus der Vergangenheit.

Es wurde vor Sukos Augen hinweggefegt. Als er die Riemen wieder zurückzerrte und dabei auch sah, wie diese seltsamen Monstren verzischten, hörte er einen furchtbaren Laut.

Er drehte sich um.

***

Ich hatte das Kreuz! In meinem Besitz befand sich der Sieger des Lebens über den Tod.

Und was hatte das Wesen?

Nichts - oder die Erkenntnis, in ihr den Tod, die endgültige Vernichtung, getroffen zu haben. Denn beim Anblick des Talismans wußte Elenor, was die Stunde geschlagen hatte.

Sie wollte trotzdem zurückweichen, schaffte es auch, bis sie zu Jane Collins kam und so nahe heran war, daß Jane zugreifen konnte. Auf diese Chance hatte sie gewartet. Sie umklammerte den rechten Knöchel des verbrannten Beines, spürte diese widerliche, dünne und schorfige Haut unter ihren Fingern und zerrte am Knöchel.

Elenor fiel einfach um.

Aber Jane war noch nicht fertig. Sie hatte sich wieder gefangen, sie konnte reden, und sie schrie mir zu: »John, ich will das Kreuz! Gib es her! Gib es!«

Jane hatte ungemein viel mitgemacht und gelitten. Ich wußte deshalb, was ich ihr schuldig war. Sie erhielt das Kreuz. Ich drückte es ihr in die mir entgegengestreckte Hand.

Sie schloß die Faust darum. Das obere Drittel des Kreuzes schaute daraus hervor.

Und dann rammte sie die Hand nach unten.

Elenor hatte keine Chance. Die Faust und das Kreuz erwischten ihren widerlichen Schädel. Wir beide und der herbeieilende Suko hörten das Knacken der Knochen, und wir sahen auch das andere Feuer, das plötzlich aufsprühte, als hätte jemand Wunderkerzen angesteckt.

So harmlos war es nicht.

Dieses Feuer vernichtete das Böse.

Weiße Magie, also die Kraft des Guten, sorgten dafür, daß nicht einmal Asche von dem Wesen zurückblieb, das sich einmal als Wunderheilerin bezeichnet hatte.

Jane fiel zusammen.

Suko und ich halfen ihr auf die Beine. Wir führten sie zwischen uns, und so verließen wir auch die Kirche…

***

Aus der Autoapotheke hatten wir Verbandszeug geholt und Janes kleine Wunden versorgt. Es ging ihr noch immer nicht gut. Sie hockte auf einem Stein, war bleich und erzählte uns mit tonloser Stimme den Rest der Geschichte. Es war praktisch die Aufklärung.

Suko und mir rannen Schauer über den Körper, als wir die Details dieser unseligen Zweierverbindung erfuhren.

Und wir waren heilfroh, daß wir das Grauen im letzten Augenblick gestoppt hatten.

Irgendwann wurde es zu kühl. Zudem fing es an zu regnen. »Der Fall endet, wie er begonnen hat«, sagte Jane leise.

Wir halfen ihr beim Aufstehen. Sie strich die Haare zurück und drehte sich noch einmal um.

Die Kapelle lag jetzt vor ihr.

Sie stand noch immer auf der Anhöhe, aber sie hatte sich verändert. Löcher und Risse im Dach, und auch das Mauerwerk würde kein Jahr mehr halten, denn an der linken Seite war es abgesackt. Sogar der Turm hatte eine Schieflage bekommen.

»Gebe Gott, daß einer seiner Orte nie mehr so entweiht wird«, flüsterte Jane.

Wir fanden, daß es gute Abschlußworte waren und gingen. Hinter uns versank die Kapelle in dichten Regenschleiern…

ENDE des Zweiteilers